

Hans Georg Ruhe



Mit mir
ist nicht *Ersatzdienst*
zu rechnen und
Totalverweigerung

Patmos Brennpunkte

Jugendreihe:
Brennpunkte, Band 6

Hans Georg Ruhe

Mit mir ist nicht zu rechnen

Totalverweigerung und Ersatzdienst

Patmos Verlag Düsseldorf

1. Martin

»Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses will, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin. Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann laß ihm auch den Mantel. Wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann gehe zwei mit ihm. Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab.«

Matthäus 5,38–42

Die Abendsonne schien. Der Platz war in warmes Licht getaucht, die Blätter an den Bäumen bewegten sich so, als wollten sie die Menschen nicht ablenken von ihren Beschäftigungen.

Martin hatte sich hingestreckt, den Kopf an die warme Kirchturmmauer gelehnt, breitbeinig auf dem kleinen Stück Wiese, das Gras kitzelte an seinen Beinen. Die Kirchturmmauer, die ihm den Rücken stärken sollte, war hart. Er rutschte weiter nach unten und schob die Schirmmütze in den Nacken. Martin blinzelte über den Platz und sah den Menschen zu. Eigentlich sah er mehr Einkaufstüten, Füße, nackte Beine.

Man müßte, dachte er, die Menschen nach ihren Fußbekleidungen sortieren. Die mit den feinen Sandalen, den zarten Riemchen, die mit dem festen Schuhwerk und der aufgedruckten Reklame, die mit den schicken Turnschuhen und die mit den verbrauchten. Oder die mit den dicken Stiefeln, die harten Tritts über das Pflaster schritten, an diesem Sommerabend nicht zu sehen.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Ruhe, Hans Georg:

Mit mir ist nicht zu rechnen: Totalverweigerung und Ersatzdienst /
Hans Georg Ruhe. – 1. Aufl. – Düsseldorf: Patmos Verlag, 1989

(Jugendreihe: Brennpunkte; Bd. 6)

ISBN 3-491-79405-6

NE: GT

© 1989 Patmos Verlag Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 1989

Umschlagfoto: Frank Vinken, Dorsten

Gesamtherstellung: Boss-Druck, Kleve

ISBN 3-491-79405-6

Es gibt keine Phantasien über Füße, wenn sie in Leder und Stoff gezwängt sind. Alles nur Hülle, dachte er, keine Haut, keine Linien und Härchen, die bis an die Schenkel zu verfolgen wären. So laufen und stolpern und schreiten sie über Wege. Turnschuhe sind Abkürzungshüpfer, dachte er und lockerte die Schlingen von seinen hohen Baseballschuhen.

Vom Kirchturm schlug es acht auf Martin herunter, und er schaute weiter auf Tüten, Füße, Schuhe, Schritte und Wege.

Die Tüten hatten Namen dieser Stadt: Kackstadt, Lakotz, Belämmerton.

Manchmal hieß auch eine »Jute statt Plastik«. Das Schuhwerk dazu deutete Alternatives an.

Martin hielt nicht viel von den Körnerfressern. Sie hatten zwar Recht: AKW-nee, Kalbshormone-ohjee, Dritte Welt-Ausbeutung-igitt. Aber soviel Recht, wie sie hatten, das ging ihm gegen die Schirmmütze.

Ihr seid so klug, hatte er einmal in die Klasse geschrien und demonstrativ Alu-Papier und Cola-Dose in den Papierkorb geworfen. Dann hatte er sich umgedreht, den walk-man auf die Ohren gesetzt und auf den Fußballplatz heruntergeschaut.

Ein roter Ball rollte vor seine Füße. Zwei Kinder spielten vor der Kirche. Martin kickte den Ball mit einer knappen Fußbewegung zurück. Die Kinder verschwanden. Ihm war das recht. Mit Kindern konnte er nicht viel anfangen.

Wo Maja blieb?

Sie hatten sich hier für das Kino verabredet und wollten gemeinsam hinübergehen.

Maja war wie Martin achtzehn Jahre alt und ging mit ihm in die letzte Klasse des Ratsgymnasiums. Beide haßten das alte Gebäude mit dem stumpfen Geruch und den geschäf-

tigen Lehrern. Sie standen kurz vor dem Abitur, hatten die schriftlichen Prüfungen hinter sich und ließen es jetzt langsam gehen.

Maja war klug, schnell und instinktsicher in dem, was sie lernen und nicht lernen wollte. Martin war behäbig – »faul« meinte sein Vater – und ließ sich öfter von ihr informieren, was denn wann und wo anstände.

»Du Lebenskünstler«, sagte Maja dann, und auf ihrem blonden Gesicht bildete sich eine Falte. Zwischen den Augen lief sie, ausgehend von der Nasenwurzel, hoch – fast bis zum Haaransatz. Martin wußte nie, ob sie wirklich streng war, streng sein wollte oder ihn einfach nur auf den Arm nahm. Lebenskünstler: Das Wort hallte fast jeden Tag in seinem Kopf, und hier in der Abendsonne dachte er: recht so!

Gleichzeitig sah er die steile Falte vor sich.

Sie stand vor ihm. Obwohl er die Augen geschlossen hatte: Sie stand vor ihm.

Martin roch es.

Er war ein Nasenmensch, und seine zweite Vorliebe, neben der Unterscheidung von Menschen nach Füßen, das war die Unterscheidung nach Gerüchen.

Jetzt roch er verschwitzte Haare, ein wenig Seife – Lavendel? Salz lag in der Luft.

Martin blinzelte mit den Augen. Der Halbschatten vor ihm rührte sich nicht. Er schaute an den Beinen hoch zu den Armen, den Brüsten, zu ihrem Kopf.

Maja grinste.

»Eingeschlafen?«

»Nö!«

»Was heißt hier »nö«? Ich dachte, Du willst mit mir ins Kino. Stattdessen pennst Du hier an der Mauer rum.«

»Und ich habe immer gedacht, Du könntest die Uhr lesen, dies Ding mit den zwei Zeigern. Gehen immer im Kreis

herum, so als wollten sie sich vergewissern, ob noch alle Ziffern da sind. Aber Du hast Dir ja was Digitales zugelegt, alles andere ist gefressen. Sehr schick, sehr schwarz, sehr Plastik.«

Ein Schrei: Maja hatte ihren Bikini über seinem Kopf ausgewrungen. »Übrigens, ich war noch eine Stunde im Teich baden. Es war sehr erfrischend. Wollen wir jetzt gehen. Oder willst Du mir erst eine Uhr schnitzen . . .«

Martin stand schon neben ihr und versuchte, seine nassen Haare an ihrer Schulter zu trocknen. Sie stieß ihn weg, und er schüttelte seine Mähne, so daß sie noch einige Tropfen Teichwasser abbekam.

»Du bist eine Hexe!«

Dann hakte er sich bei ihr unter, und sie gingen über den Platz zum Cinema. Unterwegs erzählte Maja von einem komischen Typ, der sie am Teich fortwährend angestarrt hätte. Wenn sie einmal zurückgeschaut habe, sei sein Kopf hinter Büchern verschwunden. Außerdem sei seine Badehose merkwürdig gewesen, wahrscheinlich ein Erbstück. »Ein neuer Verehrer«, lästerte Martin. »Dein Verschleiß ist in diesem Jahr sehr hoch, Mädels.«

Maja stieß ihn in die Rippen – »Mädels« mochte sie nicht.

»In welchen Film gehen wir eigentlich?« fragte Martin und sah sofort die Andeutung einer steilen Falte auf ihrem Gesicht.

»Schon wieder vergessen? Du solltest mit Deiner Freizeit mal kritischer umgehen. Du rennst hin, wo andere hinnerrennen, und setzt Dich hin, wo andere sitzen.«

Martin blieb stehen: »Hast Du Bockmüller schon mal an der Kirche sitzen sehen?«

Maja wischte den Einwurf weg und meinte nur: »Du nimmst nichts ernst.«

»Doch, Dich.«

Maja erzählte von dem mehrfach ausgezeichneten Film »Gandhi«, der jetzt im Cinema endlich wieder gezeigt würde. Der Schauspieler, die Musik, der Regisseur, die Landschaft, Massen an Komparsen. Die Schlacht, diese Szenen, in denen sich die Inder freiwillig den Knüppeln der britischen Kolonialisten aussetzen.

»Und alle Ökos der Stadt kommen . . .«, grinste Martin und kniff ihr in den Arm.

Vor der Kasse stand niemand, und die Verkäuferin reagierte zuerst nicht, als die beiden vor die Glasscheibe traten. Sie schaute auf ihren Fernseher und stierte zu einer Show, in der Dinge zu suchen, raten, finden oder zu bauen waren. Dazwischen trat – gerade jetzt – ein Sänger auf und sang nur für die Kartenverkäuferin.

Martin klopfte mit einem Geldstück auf den Tresen, und sie kauften, nachdem die Dame sich hastig zu ihnen umgedreht hatte, ihre Eintrittskarten. Den Schülerschein hatten beide vergessen, und so kostete jede Karte drei Mark mehr.

»Ohne Bescheinigung geht nichts«, murmelte die Verkäuferin unwirsch.

Martin war sauer und fragte halblaut, ob sie denn auch einen Bockschein habe. Aber das hörte sie schon nicht mehr. Sie hatte sich wieder zum Fernsehen gedreht.

Vorbei an der Bar und den kleinen Marmortischen mit zierlichen Stühlen gingen sie die Treppe hinunter in das kleinere der zwei Kinos und suchten sich im Halbdunkel des spärlich gefüllten Raumes einen Platz. Es waren wenig Zuschauer gekommen.

Mit Vorliebe saßen beide in der ersten Reihe. Das hat was Altertümelndes, meinte Maja immer, und Martin erwiderte dann, er lasse sich gern rasieren, wenn sie zuschaute.

Vorn lief Werbung für ein Autohaus der Stadt.

Martin kannte den Besitzer, es war ein Schulfreund seiner Mutter. Dort ließen sie ihr Auto immer warten. Manchmal war sie neidisch, was dort an Vermögen, so sagte sie, herumstand. Sie selbst arbeitete mit halber Stelle am selben Gymnasium wie ihr Mann. Martin hatte keine Geschwister.

Gottseidank, dachte er. Brüder hören zu laut Stereo, und Schwestern stinken nach Parfüm, spätestens, wenn sie den Windeln entstiegen sind.

Maja meinte nur, er sei ein junger Chauvi. Und außerdem ganz schön egoistisch.

Er popelte ungeniert in der Nase, hing im Sitz und roch Kinoluft.

Hier durfte nicht geraucht werden. Dafür war er dankbar. Er haßte diesen Geruch, der sich wie Folie über alles legte und der Nase keine Möglichkeit, zu atmen, zu riechen und wahrzunehmen gab. Die Unterschiedlichkeit der Menschen verwischte sich.

Martin roch an der Frau neben ihm. Da strömte Frischgewaschenes herüber, und seine Nasenflügel blähten sich für einen Moment, fast wie bei einem Pferd.

Maja schaute ihn von der Seite an und schüttelte verständnislos den Kopf. Für sie war Kino-Werbung zwingendes Ritual und Vorbereitung auf den Hauptfilm.

Martin langweilte sich und freute sich nur auf die Eisreklame. Die war meistens witzig mit ihren slapsticks. Eis selber mochte er nicht besonders.

Im Halbdunkel schaute er sich vorsichtig um, ob er jemand Bekannten erkennen könnte oder ob jemand aus dem Jazzkeller, seiner Stammkneipe, zu sehen wäre. Er entdeckte niemanden und ließ sich wieder zurück in den Sitz fallen. Wenig Menschen, wenig Gerüche, und die

Füße sieht man auch nicht, dachte er. Man sollte mal einen Film über Füße drehen, einen über Schuhe und Beine, über die Wege und Brücken eines Tages.

Geschichte, zitierte er Bockmüller im Kopf, Geschichte wird nicht von großen Männern, sondern von kleinen Leuten gemacht. Bockmüller unterrichtete Geschichte und Erdkunde. Martins Verhältnis zu ihm war eher zwiespältig: zuviel öko, zu leisetreterisch und viel zu klug.

Geschichte, setzte Martin im Kopf hinzu, ist immer auch eine Geschichte der Füße und der Wege, die besritten werden, und – ich wage hinzuzusetzen – die Gerüche formen den Menschen erst zu dem, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. »Ein herber Zinken im Gesicht ist besser als Obstsalat in der Birne.« Das würde er morgen Bockmüller sagen, wenn dieser wieder grundsätzlich würde.

Martin dachte an die warme Kirchturmmauer. Dort würde er jetzt viel lieber mit Maja sitzen und eine dieser endlosen Diskussionen anfangen, an deren Ende immer eines stand – vorsichtig ihre Hand zu nehmen.

Vorsichtig ihre Hand nehmen, damit sie nicht erschreckt und sich davonmacht, die feinen Schweißperlen zwischen den Fingern spüren, der Haut nachgehen, Schwielen spüren und weiterreden, als habe sich durch die Berührung nichts geändert.

So machten sie es oft und redeten, redeten, während ihre Hände eine andere Sprache suchten.

Hier im Kino ging das nicht. Da sackten beide zwischen den hohen Lehnen weg, die Musik war zu laut, Maja zu konzentriert, und diskutieren wollte sie hier auch nicht.

»Kino ist Kino«, sagte sie immer. »Ingrid Bergman oder Ben Kingsley zu sehen, dabei dann zu reden, das ist wie

Heringssalat auf dem Klo essen.« – »Metaphern waren noch nie Deine Stärke«, hatte Martin früher einmal darauf erwidert.

Der Raum war kurz erleuchtet gewesen, verdunkelte sich jetzt. Vorhang auf, Vorhang zu, Vorhang auf.

In den Wellenlinien des Stoffes erschien der brüllende Löwe, die ersten Szenen. Buntes Licht über den Köpfen. Der lange Film begann.

Es war schon Mitternacht, als die beiden aus dem Halbdunkel des Cinemas hinaus ins Dunkle der Nacht traten. Maja hatte den Abspann bis zum Ende sehen wollen, während Martin schon vorausgegangen war, um an der Bar noch eine Tafel Schokolade zu kaufen. Die aber war geschlossen, und so wartete er im Foyer auf Maja.

Langsam kam sie mit einem hochgewachsenen älteren Herrn, graue Haare und dicke Brille, die Treppe hoch. Es war Herr Kroll, ein pensionierter Biologielehrer, der nicht weit von Majas Familie in einer kleinen Villa lebte, die schon seit Generationen in Familienbesitz sein mußte. Kroll war stadtbekannt, vor allen Dingen wegen seiner Vorträge im Naturkundemuseum. Mit Hingabe widmete er sich der Rosenzüchtung, den Schmetterlingen und Spatzen. Früher hatten sich die Schüler darüber lustig gemacht und sich über den Eifer amüsiert, mit dem er aus dem Alltagsleben der Sperlinge berichtete. Kroll hatte das nie bemerkt und strahlte bei der Wiedergabe seiner Beobachtungen.

Martin mochte ihn leiden, gehörte aber immer zu den Spöttern, und schon oft hatte die Klasse prustend über den Tischen gelegen, wenn er mit schräggestelltem Kopf, mit Kummerfalten im Gesicht und warnendem Zeigefinger über Getier und Pflanzwerk dozierte.

Jetzt war Kroll seit einem Jahr im Ruhestand und freute sich, zur späten Stunde seine ehemaligen Schüler, das Fräulein Maja und den Martin, wiederzusehen.

Er schüttelte Martin die Hand und fragte gleich nach dem »Wohlergehen« der Eltern. Martin antwortete mit einer Floskel. Er mochte solche Fragen nicht. Außerdem wußte er, daß seine Eltern Kroll nicht sonderlich schätzten. Sie hielten ihn für verschroben und nicht mehr auf der Höhe der aktuellen Pädagogik. An der Schule allerdings hatten sie nicht viel mit ihm zu tun gehabt. Martins Vater unterrichtete Englisch und Geschichte, seine Mutter Französisch und Deutsch.

Sie standen vor der großen Glastür, und Kroll zeigte sich erschüttert über den Film. Gleichzeitig war er beunruhigt, wie wenig Menschen, Bürger dieser Stadt, ins Kino gegangen wären, um sich einen »solch wichtigen Film« anzuschauen.

»Erschütternd, erschütternd. Ich bin bewegt. Aber so ist unsere Zeit. Lieber schaut man Fernsehen, irgendeinen Unfug, als daß man so etwas zur Kenntnis nimmt. Die Welt ist doch voller Gewalt. Nicht nur in Indien, auch hier, bei uns. Die jungen Menschen verlieren ganz die Orientierung, und die alten kümmern sich nicht. Als älterer Mensch verbittert man. Ich verstehe das nicht.«

Martin hatte zugehört und wunderte sich über Kroll. Es war aus ihm herausgebrochen. So kannte er seinen alten Lehrer nicht.

Maja schien schon öfter mit ihm gesprochen zu haben und nickte ernsthaft.

»Aber ich will Sie nicht aufhalten und wünsche noch eine gute Nacht.« Kroll verabschiedete sich und ging mit strengem Schritt die Straße hinunter, drehte sich noch einmal

um, grüßte mit erhobener Hand und war in der Dunkelheit verschwunden.

»Ist ein komischer Kerl«, meinte Martin. Sie standen vor der Kinoreklame.

»Wieso komisch?« fragte Maja etwas gereizt. »Immer, wenn Du mit Leuten nichts anfangen kannst, packst Du sie in eine Schublade, Aufschrift: »Komischer Typ«, und machst sie zu. Ich finde ihn interessant und nicht verbohrt. Einen Kopf, einen wirklichen Kopf hat er auch. Den nutzt er zum Denken.«

»Ich finde ihn trotzdem komisch, mit seinen Rosen und Sperlingen, dem Fräulein Maja. Ist auch egal. Komm, wir gehen.«

Er wollte sich bei ihr unterhaken, sie aber schob seinen Arm weg. Sie war nicht böse, sondern brauchte die Hände zum Weiterdenken. Sie zeichnete Linien in die Dunkelheit, sprach vom Film, von Gandhi und zitierte ihn aus dem Kopf: »Fünf Vorsätze für jeden Tag:

Ich will bei der Wahrheit bleiben.

Ich will mich keiner Ungerechtigkeit beugen.

Ich will frei sein von Furcht.

Ich will keine Gewalt anwenden.

Ich will in jedem zuerst das Gute sehen.«

Martin spürte Zynismus und reagierte schnell: »Fünf Vorsätze, die den Tag zur Nacht machen.

Ich muß lügen, um zu leben.

Ich bin ungerecht, um alles zu ertragen.

Ich habe Angst vor Euch.

Ich schlage mich durch.

Ich sehe um mich herum nur Böses.«

Er mochte »fromme Sprüche« nicht. »Damit ändert sich nichts, Sprüche lullen uns ein.«

»Wer ist »sie?« entgegnete Maja spitz. »Du, ja Du, bist

zu bequem, Du lebst mit Deinen Schubladen, Deinen Abneigungen.«

»Stimmt nicht. Aber ich bin nicht blind, nicht blauäugig, und bevor ich etwas tue, an dessen Ende kein Erfolg stehen kann, tue ich das, wonach mir ist.« Damit spielte er auf den Dritte-Welt-Laden an, in dem Maja regelmäßig arbeitete. Er machte sich über den Bananenverkauf lustig, der alle zwei Wochen zugunsten kleiner Cooperativen veranstaltet wurde.

»Ihr ändert nichts, nicht mal den schlechten Geschmack der Leute, die Bananen essen.« Martin haßte Bananen.

Maja war müde und hatte keine Lust auf eine neue Diskussion mit ihm.

»Bringst Du mich noch um die Ecke nach Hause? Ich fürchte mich in der Schreibergasse.«

Sie schob ihren Arm um seine Hüfte und sah ihn an.

Martin nickte, und sie bogen die nächste Straße ab.

Vor der Haustür verabschiedete sich Maja und puffte ihn sanft in die Seite: »Du Lebenskünstler.« Dann war sie im dunklen Treppenhaus verschwunden. Das Licht ging an, Martin schaute nach oben, wartete, bis im dritten Stock rechts die Lichter angingen. Maja aber zeigte sich nicht mehr am Fenster. Er wandte sich ab.

Martin ging langsam durch die warme Luft, Schritt für Schritt, dann immer schneller, und zuletzt lief er durch die alte Stadt.

Von den Wänden tropfte das Echo seiner Schritte zurück, und in seinem Kopf bildete sich dazu eine Melodie.

Plötzlich tauchten wieder die Gesichter der Inder im Rhythmus vor ihm auf: wie sie Reihe für Reihe in die Knüppel hineinliefen, wie aufgedreht, ruhig – und immer das Echo von den Wänden. Martin lief immer schneller,

so als wolle er die Gesichter, die Münder, das Blut auf dem Boden und das zahnlose Gesicht des alten Mannes im Baumwollumhang abschütteln. Es gelang ihm nicht. Er verlangsamte die Schritte.

Nacht breitete sich auf der Haut aus. Vor dem Haus seiner Eltern, in dem alle Lichter erloschen waren, setzte er sich auf einen Stein und schaute in den Himmel. Kein Stern war zu sehen, die Wolken waren in die Dunkelheit gekommen und hatten einen großen Teppich gelegt. Ab und zu blinzelte der Mond.

Morgen mußte er wieder zur Schule. Er freute sich auf die Zeit, wenn dieser Lebensabschnitt endlich hinter ihm liegen würde. Was er dann machen wollte, wußte er nicht. Vor drei Monaten war er gemustert worden. Das hatte er klaglos-gelangweilt über sich ergehen lassen, in langen Reihen gestanden, die Zunge herausgestreckt, Fragen nach ansteckenden Krankheiten beantwortet.

Zum ersten Mal waren ihm Uniformträger nahegekommen. Freundlich hatten sie mit ihm gesprochen, Interessensgebiete abgeklärt. Schon morgens, bevor er zum Kreiswehersatzamt gegangen war, hatte sein Vater gespöttelt und ihn mit Kommißstiefeln karikiert. Martins Vater gehörte zu den weißen Jahrgängen und war deswegen weder zur Bundeswehr noch zum Zivildienst gezogen worden. Er machte aus seiner Abneigung gegen das Soldatsein kein Hehl. In seiner Freizeit, wenn es Schachklub und Volkshochschulkurse zuließen, engagierte er sich in der örtlichen Friedensinitiative.

Von der anderen Straßenseite hallten Schritte.

Martin erkannte Kroll, der ihn jetzt entdeckte und auf ihn zukam.

»Sie müssen ins Bett, Martin, es geht auf ein Uhr zu.«

»Und Sie?« fragte Martin spöttisch zurück.

»Ach, weißt Du, wissen Sie«, lächelte Kroll, »ich bin ein alter Mann. Ich brauche nicht mehr in die Schule zu gehen. Ich kann mir meine Zeit einteilen. Und trotzdem, manchmal scheint es, als hätte ich weniger davon zur Verfügung als während meines Lehrerdaseins. Ich beschäftige mich . . .«

». . . Sie beschäftigen sich?« echote Martin gedehnt.

»Ja, ja. Auf meine alten Tage bin ich noch zum Historiker geworden. Ich habe sozusagen das Fach gewechselt.«

»Wieso?« – »Das ist eine längere Geschichte. Wenn Sie sie hören wollen, kommen Sie doch mit Fräulein Maja zum Tee bei mir vorbei. Ich würde mich freuen.« Kroll wandte sich zum Gehen. »Der Film hat mich unruhig gemacht. Ich mußte noch durch die schlafende Stadt gehen. Aber diese Stadt, diese Stadt beruhigt mich nicht.«

Er gab Martin die Hand, wischte eine graue Strähne fahrig aus dem Gesicht und ging.

Martin schaute ihm fragend nach, drehte sich dann um und ging zur Tür, um sie aufzuschließen. Er schlich die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Seine Eltern schliefen.

Die Uhr der Marktkirche schlug.

Martin hörte nicht mehr, daß es anfang zu regnen.

2. Hans

*»Hätt' ich die reich gestickten Himmelstücher
Gewirkt aus goldenem und silbernem Licht
Die blauen und die matten und die dunklen Tücher
Von Nacht und Licht und halbem Licht:
Ich breitete die Tücher Dir zu Füßen.
Doch weil ich arm bin, hab' ich nur die Träume;*

Die Träume breit' ich aus zu deinen Füßen:

Tritt leicht darauf, du trittst auf meine Träume.«

W. B. Yeats, Werke I. Ausgewählte Gedichte, Neuwied 1960, S. 110 – zitiert nach »Das kurze Leben des Leutnants zur See David Tinker – ein Kriegstagebuch in Briefen«, Reinbek 1984, S. 154

Mit gleichmäßigem Plong-Plong flog ein gelber Federball durch die Luft, streifte manchmal einige Tannenzweige, und die jungen Frauen streckten sich weit, um mit den Schlägern hart und genau zu treffen. Sie lachten viel und schienen nicht zu bemerken, wie sie Hans irritierten, der sich in ihrer Nähe unwohl fühlte, ohne bedroht zu sein.

Hans lag auf einem großen roten Frotteetuch mit hineingewirkten grünen Rosen. Er war schlank, sehr schlank, und steckte in einer zu groß geratenen Badehose – rot mit blauen Besätzen. Diese Hose war wohl schon älter, wirkte verwaschen und paßte nicht in die Moden dieses Sommers. Hans' Körper hatte einen Anflug von Bräune, im gestreckten Gesicht saß eine Lesebrille, die mit ihren halben Gläsern eine Spur zu vornehm wirkte. Sah man Hans auf der Wiese liegen, wirkte er wie ein Fünfzehnjähriger, der zu schnell gewachsen war. Daß er älter sein mußte, erkannte man an den vielen Büchern und geordneten Stapeln Papiers um ihn herum.

Vor sich hatte er Blätter, einen Bleistift – mit steiler Schrift machte er Notizen in die Bücher, strich an, holte farbige Stifte hinzu, markierte, verglich, machte erneute Notizen, bewegte wieder seine Lippen, lautlos. Er lernte auswendig. Neben den geordnet um ihn herumliegenden Schreibutensilien stand eine Flasche Mineralwasser, ein halb gefülltes Glas. Neben der Fahrradtasche lagen ein Apfel und ein in Papier eingeschlagenes Butterbrot.

Hans hatte sich ein kleines Büro auf dieser Wiese eingerichtet, und unvoreingenommenen Beobachtern schien es, als sei es immer so gewesen: hier die lärmende Welt, dort der stumme, inmitten von Büchern und Aufzeichnungen die Lippen bewegende Hans. Unwirkliches hatte dies Bild an sich.

Der Federball blieb vor ihm liegen. Kurz aufblickend, Lächeln andeutend, warf er ihn einer der beiden Frauen zu. Die grinsten sich an und spielten weiter.

Hoch stand die Sonne am Himmel. In diesem Taleinschnitt war ein Bach gestaut, der eine nahegelegene Fabrik mit Wasser zu versorgen hatte. Bevor die Kühle industriell genutzt wurde, durfte hier gebadet werden. Ein Kreis Freiwilliger unterhielt das Waldschwimmbad. Gegen ein geringes Entgelt kam man hinein. Meistens war es leer, und nur wenige Stammgäste wagten sich in das kalte Wasser. Der Taleinschnitt ließ nur zu bestimmten Stunden des Tages die Sonne zu. Der Teich war kalt. Die ganze Anlage wirkte freundlich-ungepflegt. Die meisten Badelustigen zog es ins große Freibad der Stadt – »Einen Satz roter Augen holen«, so sagte Hans immer. Er liebte das kalte Wasser, die Erfrischung, sogar in den kühlen Abendstunden. Bis in den Spätsommer hinein war er regelmäßig hier. Jetzt, in den heißen Tagen, fuhr er nach der Arbeit täglich hinaus. Zehn Minuten brauchte er, um mit dem Rad die Stadt hinter sich zu lassen. Immer zog er sich am selben Busch um, legte sein Badetuch auf die Wiese, packte die Bücher und Notizen aus der abgeschnallten Gepäcktasche und orientierte sich Tag für Tag zwischen Gedrucktem, Geschriebenem und Wasser neu.

Hans arbeitete in der Filiale einer großen Bank und absolvierte dort sein drittes Ausbildungsjahr. In diesem letzten Jahr stand er oft am Schalter, beriet Kunden, gab Konto-

auszüge heraus, half beim Ausfüllen von Giroaufträgen, zeigte freundlich Wege zu Sachbearbeitern und versuchte, in den Monaten bis zur Prüfung soviel wie möglich noch zu lernen. Je besser seine Note werden würde, um so größer die Chance, von der Bank als Angestellter übernommen zu werden. Das hatte ihm der Chef während der Ausbildung immer wieder bedeutet.

Hans wurde als zuverlässiger, sorgfältiger Kollege geschätzt, der auch unangenehme Arbeiten ohne Widerspruch übernahm. Er fügte sich lautlos in das Geschäft dieser Bank. In seiner Höflichkeit lag Zurückhaltung. In der Art, wie er seine Arbeit machte, war Bestimmtheit. Seine Zielstrebigkeit hatte umsichtige Effizienz.

Unauffällig, sagten die Kolleginnen und machten manchmal Witze über ihn. Er galt als trocken, humorlos. Nähere Beziehungen hatte niemand zu ihm aufbauen können.

»Er ist zu schüchtern«, sagte die Kassiererin.

»Unsinn«, meinte Susanne, die gerade ihre Ausbildung beendet hatte, »der ist zu früh groß geworden, und jetzt kommt sein Herz nicht nach.« Susanne strebte den Schreibtisch einer Sachbearbeiterin in der Kreditabteilung an. Mit ihr sprach Hans manchmal. Ihre Gespräche waren meistens kurz, aber freundlich. Auf ihnen lag ein Schimmer von Zugeneigtsein.

Hans hatte sich erhoben und ging langsamen Schrittes hinüber zum Sprungturm, der im Teich festgemacht war und vor sich hindümpelte. Sechs Meter erstreckte sich ein blau gestrichenes Stahlgerüst in den Himmel. Hans zog seine Badehose zurecht, bückte sich unter einer provisorischen Absperrung hindurch und stieg die Leiter mit abbröselnder Farbe hoch bis zur letzten Plattform.

Oben angekommen, schaute Hans in den Himmel über sich, das blaugrüne Teichwasser unter sich, nahm einen

kurzen Anlauf und sprang, nahezu steil mit den Händen nach vorn, in den Teich.

Das Wasser schlug kalt und schneidend über ihm zusammen. Mit kräftigen Stößen der Beine und Zügen der Arme schwamm er hinaus, vorbei an Tretbooten, die hier zu mieten waren. Tief ein-, tief ausatmend überholte er zwei Schwimmerinnen, die sich unterhielten.

Es sah so aus, als wolle Hans direkt in die Sonne hineinschwimmen. Die Welt glitzerte ihn als Wasser an. Für Minuten machte er seinen Kopf so frei.

Schon nach kurzer Zeit spürte er zwischen den Beinen die Erstarrung, Eiskälte weitete sich aus, und das Gefühl, nicht mehr zurückzukönnen, sondern immer nur nach vorn, bis zum anderen, neuen Ufer schwimmen zu müssen. Am Ende des Teiches würde er herausklettern, kraftlos sein, nicht zurückkönnen und trotzdem froh, dem Wasser entstiegen zu sein.

Hans drehte mitten im Teich um und schwamm zurück. Der leichte Muskelschmerz verschwand, die Sonne im Rücken, vor sich den Turm, gelangte er zur Treppe, die an kräftige Holzbalken geschraubt war, um den Teich vor Versandungen zu schützen. Er zog sich hoch und wunderte sich über die warme Luft, die seinen Körper schonend einhüllte.

Ein kleines Mädchen hatte Hans beim Sprung beobachtet und schaute ihn neugierig von der Seite an.

»Springst Du noch einmal?«

Hans lächelte kurz.

»Oh bitte, nur einmal für mich«, bettelte das Mädchen.

Hans zögerte, drehte sich dann um und kletterte auf den Turm. Ohne hinunterzuschauen, sprang er ein zweites Mal, drehte nach dem Eintauchen scharf nach rechts und

schwamm mit schnellen Zügen zur Leiter, zog sich hoch, zurück zum Mädchen.

Die lachte: »Das möchte ich auch mal können, von da oben herunterzufliegen. Nur würde ich weiterfliegen und nicht einfach ins Becken fallen. Du bist wie ein schwerer Stein heruntergekommen und nicht wie ein Vogel ins Tal geflogen.«

»Ich habe nicht gelernt zu fliegen«, grinste Hans.

»Dafür kannst Du wenigstens schwimmen«, meinte das Mädchen und lief zum Planschbecken, das am Rand der Wiese lag. Sie drehte sich um und winkte heftig mit den Händen. Hans grüßte aus dem Handgelenk und ging zu den Büchern zurück.

Er mußte sich auf seine Prüfung vorbereiten.

Auswendig lernen, Zahlen studieren, Formulare kennzeichnen, Arbeiten von Susanne lesen, die sie ihm zur Verfügung gestellt hatte. Er mußte sich einarbeiten in die Grundsätze des Bankwesens, die internationalen Verflechtungen und seine Geschichte. Es fiel ihm nicht schwer, sich zu disziplinieren und inmitten der Menschen für sich zu arbeiten. Was ihm fehlte, das war ein Bezug, ein Erleben der Dinge. Er speicherte sein Wissen ab, hielt es abrufbar und konnte viele vermeintliche Prüfungsfragen vermutlich schon im Schlaf. An manchen Wochenenden hatte er mit seinem Vater zusammengessen. Der hatte ihn abgehört, repetiert, mal streng, mal nachsichtig seine Fehler angemerkt. Hans' Vater war Beamter in der Kreisverwaltung, hatte dort länger auf der Kreiskasse gearbeitet, bevor er zum Ordnungsamt versetzt worden war.

Jetzt lag der angehende Bankkaufmann wieder auf dem Bauch, machte eine Pause und schaute den spielenden und schlafenden Badegästen zu.

Gestern abend war er hier gewesen und hatte ein Mädchen, eine junge Frau, beobachtet, die im Bikini mit blonden Haaren eine große Runde im Teich gedreht hatte, bevor sie sich, nicht weit von ihm, auf eine Bastmatte legte. Sie hatte sich wohl beobachtet gefühlt, und er hatte sie nicht belästigen wollen. Schaute sie ihn an, fühlte er sich ertappt und wandte den Kopf ab – eine Spur zu schnell. Trotzdem riskierte er immer wieder einen Blick zu ihr hinüber, versuchte den Kontakt zu dehnen, die Augenblicke zu verlängern. Später hatte er seine unbeholfenen Versuche abgebrochen, sich tiefer über die Bücher gebückt und Geschäftigkeit vorgetäuscht. Leise Unruhe begleitete ihn.

Diese junge Frau konnte er heute unter den Badegästen nicht ausmachen. Er war enttäuscht und fragte sich, was sie samstags wohl machen würde.

Vielleicht war sie auch nur Touristin, einmal in diesem Waldbad, und würde nie wieder auftauchen. In der Stadt jedenfalls oder in der Bank hatte er sie noch nicht gesehen.

Mit einer kurzen Bewegung schob Hans das Buch »Der Wechsel« zur Seite und legte sich jetzt der Länge nach hin.

Sein Kopf ruhte auf den Armen, die nicht sonderlich muskulös waren, und er versuchte, in der Sonne einzuschlafen. Immer weiter ging das Plong-Plong weg, aufspritzendes Wasser verzerrte sich in seinen Ohren zu hohen Tönen, die dann wieder dunklere Färbungen annahmen. Stimmen drangen durch Betonröhren zu ihm heran. Er schlief.

Hans fuhr hoch. Kaltes und Nasses spritzte auf seinen Rücken, und als er sich schnell zur Seite drehte, sah er

das kleine Mädchen. Es leerte eine Gießkanne Wasser über ihm und murmelte ernsthaft: »Ist heiß heute, und Du hast einen roten Rücken. Den mußt Du kühlen, sonst kriegst Du einen Sonnenbrand. Sagt meine Mutter auch immer. Oder hast Du keine Creme? Warte, ich hol Dir Creme, Du kannst Dich dann eincremen und in der Nacht besser schlafen. Du bist doch müde, und mit Sonnenbrand kannst Du nicht gut schlafen.«

Mit kurzen Schritten trippelte das Mädchen davon. Es verschwand hinter einem Busch, tauchte kurz darauf wieder auf, hielt in der einen Hand eine gelbe Plastikflasche, in der anderen zwei Bonbons.

»Da, ist für Dich.« Sie legte die Bonbons auf das Frotteetuch und sagte dann: »Leg Dich auf den Rücken, ich creme Dich ein. Los.«

Vorsichtig fuhr sie mit der weißen Milch und ihren beiden Händen über seinen Rücken, noch bevor sich Hans richtig hinlegen konnte. So blieb er im Schneidersitz hocken und ließ sich den Rücken massieren. Es tat ihm gut, und die Kleine plapperte weiter.

»Wie alt bist Du? Was machst Du? Wie oft bist Du hier? Warum kommst Du allein? Ich komme auch manchmal allein. Wo wohnst Du? Warum liest Du Bücher?«

Hans kaute die Karamelbonbons, und zwischen den vielen Fragen blieb kaum Zeit, eine richtig zu beantworten.

Als die Neugier des Mädchens gestillt war, setzte sie sich vor ihm hin und spielte mit den dicken Zehen, ihrem und seinem.

»Das ist der Daumen«, kicherte sie, »der schüttelt die Pflaumen, der hebt sie auf, der trägt sie nach Haus, und der Klitzekleine frißt sie alle auf.«

Dabei lachte und schüttelte sie sich, während sie Hans unter den Fußsohlen kitzelte. Hans war sehr kitzelig

und mußte aufspringen, um sich das Kribbeln zu vertreiben.

»Warum liest Du so Bücher?«

»Weil ich eine Prüfung machen muß.«

»So viele Bücher. Warum reicht für eine Prüfung nicht ein Buch?«

»Weil ich viel wissen muß.«

»Was willst Du wissen?«

»Wie man in einer Bank arbeitet.«

»Was ist eine Bank, was zum Hinsetzen – oder?«

»Bei einer Bank kann man Geld leihen und ein Sparbuch haben. Hast Du ein Sparbuch?«

»Nö, Geld leihe ich bei Mama und Papa.«

»Wenn Du mehr brauchtest, müßtest Du zu einer Bank gehen.«

»Nö, dann würde ich zur Oma gehen, die wohnt in Hannover am Flughafen und geht mit mir in den Zoo. Warst Du schon mal im Zoo?«

»Nein . . .«

»Ach, Du mußt immer in die Bank und Geld verleihen, ja?«

»Mhh.«

»Bist Du verheiratet?«

»Nein.«

Das Mädchen legte den Kopf schief und meinte bestimmt:

»Aber Du solltest heiraten, Du bist groß genug und außerdem nett.«

Sie stand auf und ging zurück zum Planschbecken, auf halbem Weg drehte sie sich noch einmal um und winkte zu Hans zurück. Der lachte sie an, packte sein Butterbrot aus und biß hinein. Dazu trank er, ohne das Glas zu benutzen, einen großen Schluck aus der Mineralwasserflasche, legte sich auf den Rücken und hielt ein Buch gegen die Sonne.

Abschnitt für Abschnitt ging er vor, las den Text, merkte sich wichtige Wörter, blickte über das Geschriebene hinaus, wiederholte, wandte sich wieder dem Buch zu, dem nächsten Abschnitt.

So arbeitete er sich Seite für Seite, Abschnitt für Abschnitt vor. Wichtiges schrieb er auf, weiße Bögen füllten sich, Karteikarten ordneten sich fast von allein. Sein ganzes Wissen verschwand in Aufzeichnungen, immer griffbereit, abrufbar, wiederholbar.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis er sein Tagespensum geschafft hatte. Zufrieden legte er dann sein Buch auf den vorbestimmten Stapel, blätterte abschließend in den Aufzeichnungen, steckte sie in Klarsicht-hüllen und ließ sie in den Gepäcktaschen verschwinden. Seine Bücher kamen dazu, geordnet und griffbereit für die nächste Arbeitseinheit.

Das Frotteetuch blieb draußen, und Hans ging noch einmal zur Treppe, um sich in den Teich hineingleiten zu lassen.

Die Sonne hatte schon einen orangenen Stich, der Abend kündigte sich an. Im Tal wurde es merklich kühler, und die meisten der wenigen Badegäste waren auf dem Nachhauseweg oder in den hölzernen Umkleidekabinen verschwunden. Hans war allein im Teich und sah von fern, wie das kleine Mädchen am Kassenhäuschen vorbei das Gelände verließ. Er hätte sich gern von ihr verabschiedet.

Mit letzten Stößen schwamm er ans Ufer, stieg heraus und trocknete sich sorgfältig ab. Hinter einer Staude wechselte er von der Bade- zu einer leichten Sommerhose. Über den nackten Oberkörper stülpte er einen Baumwollpullover, Sandalen an die Füße. Das Tuch wurde zusammengefasst und in die andere Radtasche gesteckt. Er ver-

ließ das Schwimmbad und ging zum überdachten Fahrradständer.

Beim Laufen dachte Hans wieder an die junge Frau vom gestrigen Abend.

Er spähte den Weg hinab und hoffte, sie überraschend zu entdecken. Beiläufig hätte er ihr mitgeteilt, daß das Bad gerade zumache und ob sie nicht ein Eis mit ihm essen wolle. So dachte Hans und spürte gleichzeitig Unbehagen. Nein, natürlich würde er sie nicht fragen, sie nicht einmal ansprechen, wenn sie jetzt den Weg hinaufkäme. Er wischte sich übers Gesicht, verscheuchte seine Phantasie, schnallte die Taschen ans Rad, schwang sich auf den Sattel und fuhr in die Stadt hinein.

Hans bog in die Sternstraße ein. Scharf stoppte er.

Vom Bürgersteig stolperte ein älterer Mann und stürzte auf die Straße.

Hans stieg vom Fahrrad und wollte dem Mann hochhelfen. Er bemerkte starken Alkoholgeruch. Der Mann, etwa sechzig Jahre alt, lallte nur noch.

Schlafen, Durst und Scheiße – das waren die einzigen Worte, die Hans verstehen konnte. Sein Versuch, ihn auf die Füße zu stellen, mißlang kläglich. Die Beine des Mannes knickten immer wieder zusammen oder seitlich weg. Hans hatte Mühe, ihn zu stützen, damit er nicht erneut auf dem Pflaster aufschlug. Ein schmales Blutrinnsal suchte sich seinen Weg über die Stirn.

Hans zog den Mann durch den Rinnstein auf den schmalen Bürgersteig. Er lehnte ihn so an die Hauswand, daß der Mann mit abgespreizten Beinen nahezu den ganzen Bürgersteig blockierte. Mit glasigem Blick und taumelndem Kopf schaute er Hans verständnislos an.

Der verstand das Lallen noch immer nicht und überlegte, was zu tun sei.

Das Haus seiner Eltern war von hier etwa 100 Meter entfernt. Bis dahin konnte er den Betrunkenen unmöglich durch die Sternstraße ziehen. Außerdem: Wohin sollte er den Mann bringen? In sein Zimmer?

Der Mann gehört in eine Ausnüchterungszelle – schnell gingen ihm Worte und Bilder seiner Eltern durch den Kopf. Die Mutter würde stumm und mißbilligend auf die dreckige Kleidung schauen und der Vater sofort nach Krankenwagen oder Polizei telefonieren. Sein Bruder würde grinsend im Türrahmen stehen – falls er schon aus der Kaserne zurück war.

Neugierig blickten Passanten und gingen vorbei. Die meisten beschleunigten ihren Schritt, um möglichst schnell an diesem Menschenhindernis vorbeizukommen. Andere waren in Gespräche vertieft, blickten nicht hin. Der Gesprächsgegenstand schien sie zu fesseln.

Aus der sicheren Distanz der Autos fielen neugierige Blicke auf Hilflosen und Helfer.

Während Hans noch überlegte, ob er jemanden ansprechen oder seinen Bruder holen sollte, stoppte ein Polizeiwagen. Der Beifahrer drehte die Scheibe herunter und fragte Hans, ob dies ein Angehöriger von ihm sei. Hans verneinte und sagte, der Mann sei betrunken und hilflos. Die Polizisten zuckten mit den Schultern, und der Fahrer griff zum Funktelefon. Er forderte einen Krankenwagen an.

Inzwischen war der Mann an der Mauer eingeschlafen und schnarchte vernehmlich in den Abend hinaus. Samstagabend wirkte die Sternstraße wie gefegt und frisch gewaschen. Die Vorgärten waren rasiert, welkende Blumen entfernt, die Tische und Stühle in richtige Abstände gerückt.

Liegestühle standen in der Abendsonne. Es war ruhig in den Straßen. Leise Musik legte sich sanft auf Blumen und Bürgersteige, nicht störend, eher unterstreichend. Die roten Dächer waren warm, in Rasensprengern bildeten sich Regenbögen. Kinder waren nicht zu sehen, nicht zu hören. Der Geruch von Gegrilltem zog durch die Straße.

Aus zwei Vorgärten schaute man hinüber auf Betrunkenen, Polizei und Hans.

Es dauerte nur wenige Minuten, und ein Krankenwagen fuhr vor. Ohne Signal und Blaulicht parkte er auf dem Bürgersteig. Die beiden Sanitäter legten den im Schlaf manchmal Rülpsenden auf eine Bahre und schoben ihn ins Innere des Wagens. Ein junger Arzt fuhr vor, untersuchte im Wagen kurz und meinte: »Der muß nur seinen Rausch ausschlafen. Wir nehmen ihn aber sicherheits halber zur Beobachtung mit ins Krankenhaus.«

Die Polizei fischte aus der Jackentasche des Mannes, die noch auf dem Bürgersteig lag, einen Ausweis und notierte die Personalien. Dann waren Streifenwagen, Krankenwagen und Arzt verschwunden. Hans schob sein Fahrrad durch die gelüftete Samstagsstraße zum elterlichen Haus. Jürgens alter Golf stand vor der Tür, durch das Küchenfenster hörte Hans, während er sein Rad in die Garage stellte, Gespräche.

Er trat ein und grüßte Jürgen. Der sagte nur: »Na, Banker.« Dann sprach er mit der Mutter weiter über den Tagesablauf in der Kaserne. Vater saß vor dem Fernsehen. Heute war Fußballabend für ihn, wie jede Woche.

In seinem Zimmer packte Hans die große Gepäcktasche aus. Der Personalcomputer stand dabei im Weg. Durch die geöffnete Zimmertür hörte er Jürgen rufen: »Banker, warst Du eigentlich schon bei der Musterung? Hast Du überhaupt schon Bescheid bekommen?«

Hans stand regungslos und unschlüssig am Tisch. Er wußte nicht, ob er heruntergehen sollte.

»Hans, hast Du?«

»Ja«, rief er kurz herunter, ein wenig unwirsch.

»Und wann ist Musterung?« fragte Jürgen weiter.

»War schon, Dienstag letzter Woche.«

»Welches Ergebnis, weißt Du schon?«

»Nein!«

»Aber das sagen sie doch sofort!?!« Verwunderung lag in Jürgens Stimme.

»Ja?« Hans suchte Zeit zu gewinnen.

»Wieso - ja, Banker. Du warst doch da.«

»Nein!« Wieder eine kurze Antwort ohne Erklärung.

»Was heißt denn hier ›nein‹?«

In der Küche wurde es still. Fast schien es, als hätte auch der Vater den Fernseher abgestellt. Aber Hans hörte noch die Fetzen des Sportreporters: »Schlechte Flanke, schönes Tor . . . wie das Leben spielt.«

Es war, als hätte sich das Leben für Sekunden verlangsamt, als würde sich die Zeit über die Sternstraße hinausdehnen zum Waldschwimmbad, zu der jungen Frau von gestern, dem Mädchen, direkt in die Sonne hinein. Und er, Hans, immer hinterher, den Strahlen folgend.

»Hans, was heißt ›nein‹?«

Jürgens Stimme wurde drängender, und die gedehnte Zeit fiel wie ein gestochener Luftballon wieder zusammen.

»Ich bin nicht hingegangen!« Das hatte Hans langsam, deutlich und klar gesagt: Ich bin nicht hingegangen.

In diesem Satz lagen keine Zweifel. Auf der Treppe hörte er Schritte.

3. Altstadtfest

»Wir arbeiten auf Frieden hin und zahlen für den Krieg. Keiner von uns, die wir in der Friedensinitiative mitarbeiten, käme auf die Idee, persönlich Militärdienst leisten zu wollen, da wir dies in unserer heutigen Situation als Bereitschaft, auch wirklich Krieg zu führen, verstehen müssen. Viele sind anerkannte Kriegsdienstverweigerer. In der Vergangenheit war die Kriegsdienstverweigerung als Verweigerung des eigenen Körpers ein angemessener Ausdruck der lebensbejahenden Haltung. Solange Krieg hauptsächlich mit Menschen geführt wurde, war die Kriegsdienstverweigerung für viele von uns eine ausreichende Antwort. Die Entwicklung der modernen Waffentechnik aber hat zu einer ständig fortschreitenden Entpersönlichung des Krieges geführt. Technisch aufwendige Waffensysteme und Massenvernichtungswaffen erfordern einen ungeheuren Kapitaleinsatz; gleichzeitig sind immer weniger Menschen zu ihrer Bedienung erforderlich. Deshalb dienen wir der Aufrüstung heute ebenso durch unsere widerspruchslose Steuerzahlung, wie wir es durch die Ableistung des Grundwehrdienstes tun würden.«

Aus einem Informationsblatt der Friedenssteuerinitiative, herausgegeben von »Ohne Rüstung leben e.V.«, Kornbergstr. 32, 7000 Stuttgart 1

Martin hatte es eilig. Eine Hand in der Hosentasche, die andere schlenkernd, ging er raschen Schritts in Richtung Innenstadt. Nachmittags noch hatte er als Aushilfsfahrer bei Teerkamp gejobbt und Unmengen von Bier in die City gefahren. Kästenweise, fässerweise hatte er mit Jens, einem angestellten Fahrer, verschiedene Plätze anfahren

müssen. Dort waren bunte Stände aufgebaut, Hektik überall, Bratwursthallen, Giros-Wagen, Fischstände, Zuckerbuden, Kräuterlikörausschänke, Weinprobierstuben – hier wuselte aufgeregt jemand im blauen Anzug, dort gab man laute Kommandos zur Errichtung von Fahnenstangen. Eine Spielzeugeisenbahn wurde installiert, die man unter einer Glaskuppel durch Plastiklandschaften fahren lassen konnte: 50 Pfennig. Eine Eisenbahn auf Vollgummireifen wurde aneinandergeschnallt; sie rollte durch die Innenstadtcurven: 1,- DM. Rund um die Markuskirche bis hin zum Cinema und in den verschiedenen Gassen und Straßen, die an diesem Wochenende für den Verkehr gesperrt waren, zogen sich die Arbeiten, wurde geschäftig gebaut, geklebt, gerufen. Musik aus Verstärkeranlagen lag über allem, Bühnen für Musikkapellen wurden errichtet.

Auf leuchtendgelben Plakaten wurde das Altstadtfest des Jahres angekündigt.

So gut es ging, waren Jens und Martin mit dem großen LKW durch dieses Gewirr gekurvt, hupten mal hier, schrien dort, und auf ihren Stirnen standen Schweißperlen. Martin hatte auf seinen Oberarmen gelegen und, immer wieder alles kontrollierend, kurze knappe Kommandos gegeben. »Hauptsache, Du überfährst weder Tisch noch Kind, Teerkamps Blechkleid zahlt die Versicherung.«

»Von wegen«, hatte Jens gemeint, »der zieht uns die Ohren lang, dann ist es vorbei mit seiner Christlichkeit.« Als der LKW zwei Stunden später wohlbehalten wieder auf dem Hof einrollte, war Martin mit den Nerven fertig gewesen. Er war erst einmal mit dem Fahrrad nach Hause gefahren und hatte sich unter die Dusche gestellt. Bei seinen Eltern hatte er sich mit dem Zuruf verabschiedet:

Wenn die Stadt feiert, feiere ich auch. Sein Vater konnte nur noch fragen, wann er denn zurück sei. Martin hatte »in den Morgenstunden« gemurmelt. Die Mutter seufzte über ihren Schulbüchern, machte aber keine Anstalten, ihn zurückzuhalten. Sein Vater war schon wieder in das Wochenmagazin vertieft und sagte etwas von gebrannten Mandeln. Aber da war Martin schon draußen gewesen und lief jetzt, Hand in der Hosentasche, andere Hand schlenkernd, in die Stadt hinein.

Schon von weitem hörte er Musik. Eigentlich war es keine Musik, sondern ein Klangbrei unterschiedlicher Töne: Geläute, Menschenrufe, Lautsprecherdurchsagen, Musikbands unterschiedlicher Stilrichtung, Gequietsche, an- und abfahrende Autos. Seit über einer Woche hielt sich jetzt schon das warme Sommerwetter, und Martin freute sich auf die Stadt, die mit ihm in die Dunkelheit ging.

Verabredet hatte er sich mit niemandem. Er hoffte, jemanden aus seiner Schule zu treffen und vielleicht auch Jens, der sich als Bierzapfer einige Mark und ein »paar Bierchen«, wie er sagte, hinzuverdienen wollte.

Immer näher kam der Klangbrei. Die Gerüche verstärkten sich. Martin schnupperte in der Luft: Süßes und Saures, Gebranntes und Verdunstendes. Menschen schoben sich vorwärts, aneinander vorbei und in Trauben fielen sie durch die schmalen Gassen in die Stadt ein.

Männer, stark alkoholisiert, kamen ihm mit wankenden Schritten entgegen. Andere hatten Nummern auf ihrer Oberbekleidung geheftet oder Herzen auf die Backen geschminkt.

Martin mußte daran denken, daß er sich oft die Lippenstifte seiner Großmutter genommen hatte, um sich mit Max, seinem ersten Schulfreund, anzumalen. Später machte es ihm viel Spaß, mit Maja zusammen Schminke

zu kaufen und sich in Clown oder Schornsteinfeger zu verwandeln. Wenn sie dann durch die Straßen gegangen waren, hatten die Passanten gestaunt. Schminke konnte man in der Stadt damals noch nicht kaufen. Jetzt aber bot sie jeder Bastelladen an. Die Träume und Herzen ver-hundertfachten sich, waren Konfektion geworden, wurden in den Bastlerzentralen mit genauen Anleitungen an-geboten. Martin dachte: »Das ist das Ende der Poesie.« Plötzlich haute ihm von hinten jemand auf die Schulter. »Mensch, Matti, altes Haus!« Schnaps- und Biergeruch drang ihm in die Nase. Es war Max, der sich mit glasigem Blick auf ihm abstützte. »Du siehst noch ganz nüchtern aus, und ich habe schon ziemlich getankt.« Max rülpste und spuckte in hohem Bogen gelblich Glasiges auf das Pflaster.

Martin ließ sich an die Hauswand ziehen.

»Du gehörst doch schon seit mindestens einer Stunde in die Ausnüchterungszelle.« Energisch machte er sich von Max' Umklammerung frei und sagte: »Geh nach Hause und schlaf Dich erst mal richtig aus. Sauf nicht soviel. Ich will weiter.«

Er drehte sich weg und ließ Max stehen, der ihm nachglotzte. Trotz der neuen Lederjacke, den gestreiften Jeans und trotz weißem Schal sah er aus wie ein alter Clown, dem Schwämme und Negerküsse um die Ohren geworfen werden.

»Ja, ja, Du bist was Edles.« Er lallte hinter Martin her, der mit einigem Abstand stehengeblieben war.

»Du warst schon immer was Edleres, Broschek.« Max schrie jetzt.

»Immer die besseren Frauen, immer die gepflegteren Getränke und immer die größere Klappe. Broschek, Du bist ein eitler Fatzke, sag ich Dir.« Er blieb an der Mauer

stehen und kramte eine Dose Bier aus der Jacke, riß sie auf und trank in kräftigen Zügen. Dann feuerte er die halbleere Dose in Richtung Martin. Die Passanten sprangen zur Seite und schimpften. Die Dose verfehlte ihr Ziel weit. Es sah nicht so aus, als hätte er Martin wirklich treffen wollen.

»Immer was Edleres, Broschek . . .«, Max lallte vor sich hin.

Martin kickte die Dose locker in Richtung alter Schulfreund und rief: »Wenn Du unbedingt kotzen willst, dann sammle wenigstens Deinen Müll ein. Gute Nacht.«

Dann war er in einer Gruppe Dänen verschwunden, die für ein paar Stunden in der Stadt Station machten und mitten ins Altstadtfest geraten waren. Nur noch von fern hörte er das Gegröhle.

Er hatte heute keine Lust, sich mit Max auseinanderzusetzen. Sie hatten schon lange nichts mehr miteinander zu tun, und wenn sie sich zufällig trafen, stritten sie bereits nach kurzer Zeit. Die gemeinsame Zeit in der Grundschule war lange vorbei. Ihre Wege hatten sich geteilt, als Martin zum Gymnasium, Max aber zur Hauptschule gegangen war.

Es wurde immer enger in den Straßen. Überall waren die Stände umlagert. Menschen aßen und tranken. Die Innenstadt war verkommen zu einer riesigen Kneipe mit schmalen Informationsangebot. Hier stellte sich die Erziehungsberatungsstelle, dort eine Selbsthilfegruppe krebskranker Frauen vor. Weiter hinten sah man eine weiße Taube auf blauem Grund, der Stand der Friedensinitiative. Dort wollte sein Vater morgen auch für zwei Stunden »Dienst« tun, wie er sagte.

Dann wieder Tische, Würstchen, Reibeplätzchen, Pfannkuchen, Wein. Die trockenen Alkoholabhängigen verteil-

ten Fragebögen, die niemand nahm. Auch Martin versuchte dem Verteiler auszuweichen. Der aber stellte sich ihm in den Weg, und unwillig nahm Martin das gelbe Papier an, steckte es ungelesen in seine Hosentasche. Von hinten schoben die Menschen weiter. Schulter an Schulter ging es durch die Liebermannstraße hinüber zum Marktplatz.

Kurz vor dem Marktplatz, am Modehaus, stand ein junger Mann mit auffällig vielen Pickeln im Gesicht. Er verteilte kleine Karten. Sein Gesicht hatte Abweisendes, seine Hände forderten.

Martin versuchte, sich an ihm vorbeizudrücken, doch der Picklige hielt auch ihm eine Karte hin. Martin wollte im Getümmel den Zettel zu dem anderen in seine Hosentasche stecken, warf dann aber doch einen Blick darauf. Mit schmalen Strichen war eine junge Frau gezeichnet, darunter ein Text:

Wenn wir uns nicht mehr haben

Und uns sehnen,

Dann ist's, als hätten wir

Uns endlich ganz.

Doch wenn wir nahe sind

Und uns geborgen wähen,

Verdunkelt sich die Lust,

Verblaßt der Glanz.

Martin drückte sich zur Seite, um den Text noch einmal zu lesen. Dann schaute er zurück zu dem Pickligen, der offensichtlich verschiedene Gedichte unter das Volk brachte. Martin schaute auf den Autorennamen, las »Manfred Hausmann«. Komischer Kerl, dachte er, steht hier auf dem Altstadtfest, redet mit niemandem und verteilt Liebesgedichte. Es hatte Anrührendes, von sich selbst Absehendes. Er verkaufte nichts, wollte von

nichts überzeugen, die Menschen nicht für sich einnehmen.

Martin gefiel das, und er überlegte, den Pickligen zum Bier einzuladen. Den Gedanken verwarf er aber schnell und strebte weiter zum Marktplatz.

Die Musik dröhnte lauter in die Liebermannstraße hinein. Eine Dixielandgruppe tobte sich auf der Bühne aus, die in bunte Lichter getaucht war. Die Sonne war hinter den Häusern schon länger verschwunden, und die Stunde zwischen Tag und Nacht tauchte alles in milderes Licht. Die Farben waren freundlicher, und das Himmelsblau lag wie ein warmer Teppich über der Stadt. Das Schwitzen hatte nachgelassen, das Stöhnen war freundlicheren Gesichtern gewichen. Noch war nicht alle Leuchtreklame eingeschaltet.

Auf dem Marktplatz tobte Höllenspektakel. Vor der Bühne standen in langen Reihen Tische und Bänke. Von den Bierständen holten sich die Leute große Krüge. Kinder wirbelten um das Karussell, das sich aufgeregt zum Klang deutscher Schlager drehte. Knoblauch und Fett lagen in der Luft, auf einem Plakat war zu lesen, daß die türkische Folkloregruppe vor einer Stunde ihren Auftritt gehabt hatte. Jetzt standen die jungen Mädchen in ihren Kostümen in kleinen Gruppen und kicherten vor sich hin. Wenn sie sich beobachtet fühlten, legte sich das »Türkische« wie eine Geheimsprache zwischen die Augenkontakte. In der Stadt lebten nur noch wenige Gastarbeiter. Seitdem das große Unternehmen im Industriepark wegen Konkurs geschlossen worden war, warteten einige noch das Arbeitslosengeld ab. Andere waren schon zurückgegangen in die Türkei. Von Dursun, einem Mitschüler, wußte Martin, welche Tragödien sich dabei abgespielt hatten. Viele Kinder wollten nicht in das ihnen entfrem-

dete Land. Fremd waren sie in dieser Stadt, fremd aber auch im Heimatland ihrer Eltern.

In einer Ecke des Marktplatzes, vor der Kreissparkasse sah Martin den Stand des Dritte-Welt-Ladens. Auf zwei Bananenkisten hockte Maja mit einem Jungen, dessen lange Beine unter dem Tapetentisch des Standes verschwanden. Sie waren so im Gespräch vertieft, daß sie nicht merkten, wie Martin näherkam.

Vor einer Stunde hatte Maja, die schon den ganzen Nachmittag am Stand Informationen verteilte, den schlanken Jungen gesehen. Er stand in einiger Entfernung zur Bühne und hörte der Band zu, die ihre Instrumente stimmte und die Verstärkeranlage einstellte. Immer wieder hatte er zu ihr herübergeschaut und sie beobachtet. Maja hatte das registriert, und als sich Hans nach einer halben Stunde langsam in ihre Richtung bewegte, lächelte sie ihn freundlich an und gab ihm ein Flugblatt. Hans las es interessiert durch. Dabei suchte er in seinem Kopf unablässig nach einem Thema, um mit dem Mädchen, das er vor einer Woche im Schwimmbad gesehen hatte, ein Gespräch anfangen zu können.

»Lohnt sich der Verkauf der Waren denn überhaupt?« fragte Hans und schaute auf die Bastkörbe, Batiken, kleine Statuen und die drei Kisten Bananen, die noch in große Weidekörbe umgepackt werden mußten.

»Was meinst Du damit?« fragte Maja zurück und sah ihm in die Augen.

»Ich meine, daß wenn, also, die Preise, die Ihr nehmt, sind zwar nicht sonderlich hoch, aber wenn ich zu Woolworth gehe, bekomme ich die gleichen Körbchen doch für eine Mark billiger, mindestens . . .« - » . . . Klar, wenn Du in ein Kaufhaus gehst und die Ausbeuterpreise zahlst. So

können sich Händler und Zwischenhändler eine goldene Nase verdienen, und die Erzeuger in den ärmsten aller Länder bekommen nahezu nichts. Zum Beispiel unsere Bananen: Wir haben zwar auch Zwischenhändler, aber die verdienen nicht soviel. Wir verkaufen direkt, damit die Cooperativen in Nicaragua für ihre Bananen ein paar Pfennige mehr bekommen und nicht an die großen US-Fruitcompanies ausgeliefert sind. Komm, pack mal mit an, ich muß die Bananen noch umpacken.«

Hans wuchtete eine Kiste auf den schwankenden Tapetentisch, der beinahe umgekippt wäre, hätte Maja nicht schnell zugefaßt und so ein Fiasko verhindert. Beide mußten lachen und griffen in die Früchte, die teilweise noch grüne Streifen hatten. Frau Sievers, eine Rentnerin, die regelmäßig im Laden Dienst tat, verteilte Informationsblätter und versuchte, die Passanten in ein Gespräch zu verwickeln.

»Weißt Du, unsere Bananen sind nicht nur etwas grüner, sondern auch teurer. Das checken die Leute dann nicht und rennen lieber zu ALDI, kaufen dort ihr Obst zu Billigpreisen.« Sie hatten die zwei Kisten ausgepackt, und kleine Schweißperlen standen auf Majas Stirn.

»Komm, wir setzen uns und trinken einen Tee.« Auf einem Gaskocher hielten sie ständig warmen Tee bereit, der für ein paar Groschen an Interessenten verkauft werden sollte. Bis jetzt hatte sich noch niemand gefunden, der davon trinken wollte.

»Für warmen Tee ist es zu warm«, tröstete Frau Sievers die enttäuschte Maja.

Hans hockte gemeinsam mit ihr auf den leeren Kartons, und Maja sprach von den Verhältnissen, mit denen alle leben müßten.

»Wir beuten alle die Dritte Welt aus, Du und ich auch. Wir profitieren von deren Bodenschätzen, Früchten und

Billigprodukten. Um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, zerstören sie den Tropenwald. Das ist doch ungeheuerlich. Und ernsthaft kümmert sich kaum jemand darum. Das ist weit weg, und wir fressen die Hamburger, die aus Rindern hergestellt werden, die auf den gerodeten Flächen grasen müssen.« Hans nickte, und sie sprachen über Harrisburgh, Windscale und Tschernobyl, über das Ozonloch und die Klimaveränderung, über die Ernährung und Zunahme von Krebs, über Straßenbau und Umweltverschmutzung. Hans berichtete von seiner Arbeit in der Bankfiliale, und Maja sprach von Apartheid und der Finanzierung solcher Menschenverachtung durch Großbanken.

Hans hörte ihr zu und schaute Maja aufmerksam an. Später sprachen sie von Rüstung, Rüstungsfinanzierung, Abrüstung und auch darüber, daß er eine Einladung zur Musterung erhalten habe.

So vertieft im Gespräch, fand Martin sie vor. Er setzte sich zu den beiden, fragte: »Stör ich?« und legte seine Hand auf Majas Knie.

»Nein.«

Maja stellte Hans vor, und Hans gab Martin die Hand. Der schüttelte sie affektiert und fragte ihn: »Hast Du schon Bananen gegessen? Wenn Du hier und nicht woanders Bananen isst, rettest Du die Dritte Welt und tust ein gutes Werk. Wenn Du aber kein Pfadfinder sein willst, kannst Du auch Tee trinken. Tust allerdings auch damit ein gutes Werk, nur nicht so groß. Ist mehr was für kleine Pfadfinder.«

Maja schüttelte den Kopf: »Er spinnt mal wieder, unser Lebenskünstler.« Sie setzten das Gespräch fort. Martin blieb stumm.

Hans erzählte, wie er den Musterungsbescheid ignoriert habe, weil er nicht zur Bundeswehr gehen wolle. Er habe

kein Interesse daran zu lernen, wie man Menschen tötet, wie man sie verletzt, und das alles nur, damit er hier in Ruhe als Bankangestellter arbeiten könne, sein Chef Filialleiter, sein Vater Beamter undsoweiter sein könnten. Er fühle sich nicht bedroht und wolle auch niemanden bedrohen. Die Probleme, die andere Menschen miteinander hätten, sollten sie untereinander austragen, aber bitte nicht auf seinem Rücken und vor allen Dingen nicht dadurch, daß sie ihn zum Töten brächten.

Hans hatte sich in Rage geredet. Es paßte gar nicht zu seinem braven Gesicht. Die Lesebrille in der Hemdtasche wackelte bei allen Bewegungen hin und her. Maja wunderte sich über das Engagement, das plötzlich aus ihm heraussprudelte.

An ihnen vorbei drängelten, stießen die Menschen.

Am Stand blieb niemand stehen.

Nur Bockmüller war einmal kurz von seinem Tisch vor der Bühne aufgestanden und hatte Interesse zeigen wollen. Maja berichtete reserviert von der Arbeit der Dritte-Welt-Gruppe, als er ihr Gespräch mit Hans unterbrach. Bockmüller gab noch einige Tips für den gelingenden Verkauf von Waren und die Überzeugungsarbeit. Dann verabschiedete er sich mit einem jovialen »Tschüß!«. Maja war froh, als er ging.

Zu Hans gewandt, sagte sie dann: »Aber dann machst Du ja Ersatzdienst . . .«

». . . wieso Ersatzdienst?«

»Na halt statt Bundeswehr!?!«

Hans schwieg einen Moment, und Martin, der vorher seine Augen über den Platz hatte streifen lassen, hörte jetzt zu, als Hans langsam sagte: »Ich werde keinen Ersatzdienst leisten. Ich gehe da nicht hin. Ich sehe auch nicht ein, wieso ich mich mit Zivildienst für etwas ent-

schuldigen soll, was ich ohnehin nicht will: Teil einer Tötungsmaschine zu sein, die jederzeit eingesetzt werden kann, wenn es andere befehlen. Ich habe kein schlechtes Gewissen, und ich brauche keinen Ausgleich dafür zu zahlen, daß sich andere gern drillen lassen.«

»Meinst Du nicht, daß das etwas komisch klingt?« Martin schaltete sich ein. »Andere müssen zum Bund. In Ordnung, das ist nicht Deins. Aber wenn Du nicht hinwillst, dann ist es doch mehr als gerecht, wenn Du etwas anderes machst, das zudem sehr sinnvoll für die einzelnen Menschen ist. Zum Beispiel im Altenheim arbeiten oder so.« Dazu nickte Maja mehr fragend als wissend.

Aber Hans schüttelte den Kopf. »Ich verteidige doch diejenigen, die mich angeblich mit der Waffe verteidigen, wenn ich mich auf diesen Entschuldigungsdienst einlasse. Ich zeige dann doch allen: Jawohl, es ist in Ordnung, das Töten zu lernen. Und wer das nicht kann, der pflegt als Ausgleich kranke Menschen, fährt Essen aus oder ichweißnicht . . .«

Maja wiegte den Kopf und sagte: »Klingt sehr konsequent, aber irgendwie haben wir doch alle damit zu tun. Da gibt es Geschwister, die sind beim Bund, und wir waschen ihnen die Uniformen. Banken finanzieren die Rüstung, und Du erhältst Arbeit und Lohn. Wir wählen Politiker, die über Rüstungsetats beschließen und die passenden Gesetze dazu basteln. Von jeder Steuermark gehen dreißig Pfennig in die Rüstung, direkt und indirekt. Ist es glaubwürdig, dann an diesem Punkt total zu verweigern?«

»Außerdem wanderst Du dafür in den Knast!« Hans schien von diesem Einwand Martins nicht sonderlich beeindruckt. Er zuckte die Schultern und sagte nichts. Nach einiger Zeit meinte er:

»Irgendwo muß man anfangen, und in Zeiten, da die Kriege mit technologischen Leistungen, die wir finanzieren und unterstützen, geführt werden, reicht mir die fast schon symbolische Handlung des Ersatzdienstes nicht mehr. Wir müssen lernen, uns ganz dem zu entziehen . . .«

»Du bist ja Anarchist oder so was«, grinste Martin und schüttelte dabei verständnislos den Kopf. Hans errötete etwas.

Zwischenzeitlich war die Dixielandband von einer Trachtenkapelle abgelöst. Stimmungsmusik breitete sich aus. Der Akkordeonspieler hob fortwährend ein Maß Bier an die Lippen und strahlte pausbäckig ins Publikum. Der Platz war überfüllt, und Frau Sievers hatte mit Majas Hilfe alle Hände voll zu tun, den wackligen Tisch zu sichern.

Es war dunkel geworden. Hans machte sich auf den Nachhauseweg und sagte Maja noch schnell, in welcher Bankfiliale er arbeitete. Martin blieb am Boden sitzen, rief kurz »Ciao!« hinter Hans her und fragte Maja von der Seite: »Was hast Du denn da für einen komischen Kerl aufgebelt, sieht aus wie ein beamteter Fischverkäufer und spielt den ausgeflippten Anarcho. Will in den Knast. Total verweigern? Total verrückt!«

Maja sagte nichts und fing an, die Waren des Standes einzupacken. Sie hatten fast nichts verkauft.

Rudi war gekommen und half bei den Abräumarbeiten. Er hatte sein Auto mit einem Anhänger in der Seitenstraße geparkt. Als sie die vollen Kisten herübertrugen, merkte Maja, wie müde sie von diesem Tag geworden war. Rudi hatte für Frau Sievers und sie schnell eine Pizza organisiert. Jetzt saßen sie auf der Ladekante und schlangen das Essen hinunter. Zur Müdigkeit war der Bärenhunger gekommen.

Rudi war Kaplan an der Markuskirche und unterrichtete Religion. Er gehörte zu den tragenden Säulen des Dritte-Welt-Ladens und war bei vielen beliebt, bekannt war er vor allen Dingen aber durch seine Leibesfülle. Martin nannte ihn den »rollenden Doppelzentner«. Im Religionsunterricht von Rudi saß er schon lange nicht mehr. Manchmal war der Kaplan Gast seiner Eltern, und früher hatten sie mal einen Abend gemeinsam im Jazzkeller der Liebermannstraße verbracht.

Da wollte Martin jetzt noch hin. Jazz wurde dort nicht mehr gespielt, aber der alte Name klebte schon seit zwanzig Jahren an der Fassade. Sein Vater bekam immer leuchtende Augen, wenn er von den Zeiten dort berichtete. Im Jazzkeller hatten sich nach Demonstrationen und Kundgebungen alle Studenten und Schüler der Stadt getroffen und Erfahrungen ausgetauscht. Das war »unser Kampf gegen das Establishment, gegen die Autoritäten«, erzählte sein Vater stolz. Seine Mutter nickte heftig dazu. Sie erzählten meistens aus den 60er Jahren, wenn sie sich über die Passivität der heutigen Schüler und Schülerinnen beklagten.

Das sind die Kriegserlebnisse meiner Eltern, meinte Martin trocken dazu. Sein Vater empörte sich über solche Kommentare, aber Martin sagte nur: »Ihr seid damals wirklich fixe Typen gewesen.« Maja hatte keine Lust, noch mit in den Jazzkeller zu gehen. Sie wollte ins Bett. Rudi bot ihr an, sie nach Hause zu fahren.

Maja ließ sich auf den Beifahrersitz plumpsen.

Der Wagen rollte schon an, als Martin ans Fenster klopfte und ihr die Gedichtkarte des Pickligen in die Hand drückte. Maja deutete ein Lächeln an und ließ das Blatt in ihrer Umhängetasche verschwinden.

4. Zwangsmusterung

»Wer unserem Land in persönlichem Einsatz für eine begrenzte Zeit als Wehrpflichtiger dient, gewinnt ein anderes, tieferes Verhältnis zu seinen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. In diesem Sinne ist auch der Begriff Staatsbürger in Uniform zu verstehen. Er hat doppelte Bedeutung: Der Bürger wird Soldat, der Soldat bleibt Bürger.«

»Soldat heute«, Informationsbroschüre des Bundesministers der Verteidigung

Hans lag ausgestreckt auf seinem Bett. Bücher türmten sich, Notizen, Lesebrille und farbige Stifte umgaben ihn. Abwechselnd las er, kreuzte an, markierte. Seine Augen suchten rhythmisch die Zeilen ab, langsam und beständig wechselte er die Buchseiten, schlug zurück und vor, nur unterbrochen durch kurze Griffe zum Schreibwerkzeug. Nach einiger Zeit legte er Stifte und Bücher zur Seite, schloß die Augen und wiederholte das Gelernte. »Der vorgedruckte Scheck darf nicht geändert oder gestrichen werden. Die Angaben einer Zahlungsfrist . . .«

Dazwischen tauchten Bilder auf: Er sitzt auf einer Bananenkiste und spricht mit Maja. Er liegt am Waldteich und schaut dem kleinen Mädchen zu. Der betrunkene Mann auf der Straße und der Polizeiwagen. Das lange, heftige Gespräch mit Jürgen. Und über alles legte sich wie ein Schleier die Karte des Kreiswehrrersatzamtes, die jetzt über seinem Schreibtisch an der Wand hing. Die später folgenden Erinnerungen derselben Behörde hatte er gleich in den Papierkorb geworfen.

Sein Herz schlug schneller, er dachte an die Bank, seinen Chef und Susanne, die ihn komisch angesehen hatte, als

er ihr hinter dem Tresen leise erzählte, er sei nicht zur Musterung gegangen.

»Bist Du verrückt?« hatte sie geflüstert, bevor der Abteilungsleiter hinzutrat und mit knappen Bewegungen andeutete, daß solche Gespräche am Kundentresen nicht erwünscht seien.

Hans versuchte, sich wieder zu konzentrieren: »Für Europa und in den an das Mittelmeer grenzenden Staaten ausgestellte Schecks bis 400,- DM oder bis zu dem in den jeweiligen . . .«

Hans schaute auf das große Plakat über seinem Bett. Dick und prall stand darauf der Satz: »Der Krieg ist ein Verbrechen an der Menschheit. Ich bin daher entschlossen, keine Art von Krieg zu unterstützen und an der Beseitigung aller Kriegsursachen mitzuarbeiten.« Darunter zerbrachen zwei Hände ein Gewehr.

Sein Vater hatte den Kopf geschüttelt, als er das Plakat zum ersten Mal gesehen hatte, aber nichts gesagt. Er wußte aus vielen Gesprächen mit Hans, wie sein Sohn dachte, und wunderte sich immer wieder, wie Hans »so aus der Art« hatte schlagen können. Jürgen ging seinen Weg bei der Bundeswehr, wollte anschließend studieren. Auch Hans war eigentlich auf einem »guten Weg«, wie er dachte. Er hatte keine Zweifel gehegt, daß Hans nicht von der Bank als Kaufmann übernommen werden würde. Ingeheim erwünschte er sich für ihn eine Karriere – vielleicht als Filialleiter in einer anderen Stadt. Aber da war diese Sache mit der Kriegsdienstverweigerung.

Gut, Gewissen, gut, gut, hatte er gedacht. Und Zivildienst, das ist sicher auch nicht leicht. Sein Hans, das ist kein Drückeberger. Ein Junge, der immer zu dem stand, was er tat. Und wenn er es tat, dann mit Pflichtgefühl und Einsatz. Aber jetzt die Musterung zu verweigern, eine

Ordnungswidrigkeit zu begehen – das war eine neue Qualität. Das kannte er von seinem Sohn nicht. Was würden die Nachbarn denken? Hans, der immer so freundlich und hilfsbereit, gutmütig ist. Sicher, sicher, Hans, das ist kein Dummkopf, dachte der Vater in vielen Selbstgesprächen. Und immer hatte er sich alles gut überlegt. Aber jetzt? Und so?

Seine Frau hatte zu allem nichts gesagt.

»Es müssen übereinstimmen: Name des Kreditinstituts, Unterschrift, Konto- und Karten-Nr., auf ec-Scheck und eurocheque-Karte . . .« Hans konnte sich nicht konzentrieren. Seine Gedanken stahlen sich davon, gingen durch das Fenster hinaus nach draußen und verfangen sich dort mit vielen Bildern. Er setzte sich auf die Bettkante und machte einen weiteren Anlauf.

Die Auszubildenden, die kurz vor der Prüfung standen, hatten drei Tage frei bekommen, um sich im Endspurt, wie der Chef lächelnd gesagt hatte, auf die Arbeiten und das Mündliche vorzubereiten. Der Filialleiter war großzügig und überließ es seinen »jungen Mitarbeitern«, in »Eigenverantwortung« diese Zeit entsprechend zu nutzen.

Neben dem Textplakat der »War Resisters International« hing ein zweites: »Kauft keine Früchte aus Südafrika«. Darunter war eine Citruspresse abgebildet, auf der von weißer Hand ein stilisierter Schwarzenkopf ausgepreßt wurde. Als Hans montags nach dem Altstadtfest zum Dritte-Welt-Laden gegangen war und zu seiner Freude Maja traf, schenkte sie ihm das Plakat. Er hatte es schon in seine Tasche packen wollen, da sagte sie: »Warte mal . . .« und malte mit einem dicken Filzstift in Großbuchstaben darunter: «. . . und kein Konto bei der Apartheidsbank.«

Hans mußte lächeln, aber dieser Satz ließ ihn nicht mehr los. Er dachte immer wieder an die Geschäfte seiner Bank. Das Kreditvolumen hatte in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen. Während der betriebsinternen Weiterbildung erhielt er nur ungenaue statistische Zahlen über geschäftliche Entwicklungen. Seit einiger Zeit wußte man aber, und im Kollegenkreis wurde darüber gesprochen, daß die Zentrale auch in Rüstungsgeschäfte großen Stils verwickelt war und sich an einem der größten Militärprojekte dieses Jahrhunderts finanziell beteiligen wollte. Länderübergreifend ging es um mehrere Milliarden Dollar. Die Zeitungen sprachen von Arbeitsplätzen, technologischem know-how, aber auch von Belastungen der Bundeskasse und Prestigeobjekten der Militärs. Diese wiederum priesen die neue konventionelle Waffe, ein Flugzeug, das das nukleare Zeitalter werde ablösen können . . .

»Garantiefrist ab Ausstellungsdatum: Inlandsscheck acht Tage, Auslandsscheck zwanzig Tage . . .« Hans' Leben war in geraden Bahnen verlaufen. Was er wollte, hatte er erreicht. Er fühlte sich freundlich, bestimmt, höflich und kannte keine Menschen, die er als Gegner bezeichnen würde. In der Schule war er geachtet gewesen, wurde nur manchmal wegen seiner Größe gehänselt.

Das ist ein Leben mit Garantie, hatte er oft gedacht. Jetzt aber schien ein jäher Abbruch zu drohen. Die eigene Gradlinigkeit schien abgeknickt.

Trotzdem durchdachte er alles genau, so wie früher auch, bereitete er sich sorgfältig vor, alles war immer wieder durchdrungen, aufgeschrieben, erlesen und innerlich diskutiert worden. Mit der gleichen Disziplin, wie er sich auf seine Prüfung vorbereitete, bereitete er sich auf die kommenden Auseinandersetzungen als Kriegsdienstverweigerer vor.

» . . . Einreichung bei einem ausländischen Geldinstitut der deutschen eurocheque-Zentrale genügt.«

Vor dem Haus klappten zwei Autotüren. Unten schellte es. Hans nahm wieder Bücher zur Hand und arbeitete sich in ein neues Kapitel ein.

Er hörte die zögerliche Stimme seiner Mutter, dann rief sie, etwas leiser als sonst, vom Treppenaufgang hoch: »Hans, komm bitte mal herunter.«

»Was ist?«

»Komm bitte, hier sind zwei Herren von der Polizei . . .«

Hans stand sofort vor seinem Bett und schaute durch das Fenster auf die Sternstraße. Direkt vor ihrem Haus parkte ein grün-weißer Opel. »Es geht los«, dachte er und zog sich seine Schuhe an. Hans stellte sich kurz vor den Türspiegel, knöpfte das Hemd sorgfältig zu und ging, nachdem er seinen Computer abgestellt und die Lesebrille ins Futteral gesteckt hatte, die Treppe hinab.

Die beiden Polizisten in Uniform standen im Flur und hielten ein Schriftstück in der Hand. Einen erkannte Hans wieder, er war der Beifahrer des Polizeiwagens gewesen, der neben dem Betrunkenen gestoppt und den Krankenwagen herbeitelefoniert hatte.

Hans grüßte knapp.

Der Ältere der beiden blickte auf das Schriftstück und fragte: »Sind Sie Hans Werner Kasper, geboren am . . .« Jetzt folgten einige persönliche Daten. Hans nickte jeweils bestätigend.

»Ja, Herr Kasper, Sie sind zur Musterung beim hiesigen Kreiswehrrersatzamt vorgeladen worden. Als Sie auf die erste Ladung nicht reagierte, wurden Sie schriftlich erinnert. Darüber hinaus habe ich hier einen Vermerk, daß der Sachbearbeiter versucht hat, Sie telefonisch zu erreichen. Dies scheint ihm nicht gelungen zu sein. Der letzte

Bescheid an Sie erging per Postzustellungsurkunde. Der Empfang des Schriftstückes wurde zwar quittiert, aber dennoch sind Sie der darin enthaltenen Ladung wiederum nicht gefolgt.« Hans merkte, daß seine Knie zitterten, er lehnte sich an die Flurwand. Seine Mutter machte ihm Zeichen, die Polizisten ins Wohnzimmer zu bitten. Hans ignorierte ihre Aufforderung und versuchte, ruhig zu bleiben.

»Daraufhin erhielten Sie einen Bescheid, in dem ein Bußgeld angedroht wurde. Wiederum erschienen Sie nicht, und das Bußgeld mußte festgesetzt werden. Wenn meine Unterlagen stimmen«, jetzt blätterte er, bis er die richtige Durchschrift fand, »haben Sie jedenfalls keinen Widerspruch eingelegt, also nicht reagiert. Wir sind gezwungen, Sie im Kreiswehrrersatzamt zur Musterung zwangsweise vorzuführen. Deswegen sind wir hier.«

Hans nickte so, als sei ihm alles bekannt, und sagte nichts. Es entstand eine längere Pause. Der jüngere Beamte stand unschlüssig neben seinem Kollegen und schaute zu Boden. Die Mutter hatte sich in die Küche zurückgezogen. Man hörte heftiges Geschirrklopfen. In die Stille hinein zersprang ein Teller.

»Herr Kasper, ich, wir hätten ihnen dies gern erspart. Aber Sie haben es sich selber zuzuschreiben, wenn wir jetzt ...«

Hans nickte wieder, heftiger als zuvor, so als wolle er die versteckten Vorhaltungen und väterlichen Worte von sich abschütteln.

»Können wir gehen?«

Hans stellte sich gerade hin und sagte steif: »Ich stelle fest, daß Sie mich unter Zwang dem Kreiswehrrersatzamt vorführen werden. Diesem Zwang muß ich mich unterwerfen. Gleichzeitig erkläre ich, daß schon die Musterung

ein Teil des Kriegsdienstes ist, den ich verweigere. Der Staat hat kein Recht, Menschen daraufhin zu überprüfen, ob sie zum Töten taugen oder nicht.«

Die beiden Polizisten lächelten: »Nun machen Sie mal halblang. Sie sollen gemustert und nicht getötet werden. Wenn Sie den Kriegsdienst verweigern wollen, so können Sie dies nachher gegenüber dem Sachbearbeiter erklären. Das ist legal, entspricht unseren Gesetzen. Zuerst aber«, und hier kam ein strenger Ton in die Ausführung des Jüngeren, »zuerst müssen Sie sich wie jeder der Musterungspflicht unterwerfen. Das ist staatsbürgerliche Pflicht.«

Hans ging zur Garderobe, um seine leichte Sommerjacke vom Haken zu nehmen. Im Rücken spürte er die Blicke der Beamten. Ob sie damit gerechnet hatten, daß er sich auch körperlich verweigern würde?

Lange hatte er darüber nachgedacht, wie er sich in dieser Situation verhalten solle. Mit Andreas, einem Totalverweigerer, den er bei Maja kennenlernte, hatte er die Situation mehrfach durchgesprochen. Der hatte ihm Sitzstreik und passiven Widerstand empfohlen. Er solle sich ins Auto tragen lassen. Hans fand das eher kindisch und meinte, die Polizisten könnten auch nicht dafür und er wolle ihnen keine unnötige Arbeit machen.

Andreas hatte darauf bestanden, daß auch sie Bestandteil des Kriegssystems seien und für diesen Teil ihre persönliche Verantwortung trügen. Kein Mensch sei willenloses Rädchen, sondern jeder könne und müsse sich mit seinen Mitteln und Möglichkeiten wehren. »Das müssen Bullen auch erkennen, und dabei kannst Du ihnen mit Deinem passiven Widerstand helfen«, so hatte Andreas ihn zu überzeugen versucht.

Hans war anderer Ansicht. Er wollte andere mit seiner persönlichen, nahezu intimen Entscheidung nicht beschweren.

Er verabschiedete sich von seiner Mutter. Die fragte mit sorgenvollem Gesicht, wie lange seine Abwesenheit dauern könnte?

Säuerlich grinsend erwiderte der ältere Polizist: »Heute abend haben Sie ihn zurück.«

Sie gingen durch den Vorgarten auf das Polizeiauto zu. Nachbar Schniers schaute über den Zaun und rief lachend: »Na, Hans, haben sie Dich jetzt verhaftet wegen Banküberfall?«

Hans grüßte verlegen und setzte sich ins Fahrzeug.

Gegenüber schienen sich Gardinen zu bewegen, und Schniers schaute neugierig zu den Polizisten, dann zum Haus, dann wieder zu Hans.

Die Mutter war nicht mit zur Tür gekommen. Ihr Haarschopf war durch das Oberlicht des Küchenfensters zu sehen.

Im Auto war es zunächst still. Der Jüngere kurvte ihn durch die Straßen in Richtung Kreiswehersatzamt. Als sie in die Nähe des Waldschwimmbades kamen, mußte Hans an Maja denken. Sein Herz klopfte im Hals. Unruhe erfaßte ihn. Er versuchte die Beamten in ein Gespräch zu ziehen.

»Wieso sind Sie eigentlich zu mir nach Hause gekommen? Normalerweise hätte ich doch in der Bank ...«

»... sein müssen«, ergänzte der Ältere. »Wissen Sie, Herr Kasper, das Auge des Gesetzes hat manchmal auch Ohren. Der Sachbearbeiter im Kreiswehersatzamt ist ein ehemaliger Kollege Ihres Vaters vom Ordnungsamt. Der wußte, wo Sie arbeiten. Wir sind zuerst zu Ihrer Arbeitsstelle gefahren. Dort sagte man uns, daß

Sie einige Tage frei hätten und zu Hause erreichbar sein müßten.«

Das Klopfen im Hals nahm nicht ab, verstärkte sich.

Jetzt war also bei den Kollegen in der Bank bekannt, was sein Plan war – einige Wochen vor der Prüfung.

»Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Nein, nein, keine Angst, wir machen so etwas immer sehr diskret. Wir haben sofort nach dem Direktor gefragt und sind in sein Büro gebeten worden. Wir vermeiden, wenn möglich, Aufsehen und Aufregung.« Innerlich stöhnte Hans auf.

Der befürchtete Augenblick war eingetreten.

Gleichzeitig tauchten die beiden Plakate in seinem Zimmer vor ihm auf. In Sekundenschnelle liefen die möglichen Konsequenzen ab. Er rechtfertigte sich zum hundertsten Mal und spürte, wie ein ihm wichtiger Lebensabschnitt beendet wurde. Aber er hatte sich noch nicht abgefunden. Neben seiner Sicherheit machte sich der Zweifel über die eigenen Entscheidungen breit.

Hans versuchte, wieder gleichmäßiger zu atmen und sich auf den Moment zu konzentrieren.

»Sind Sie eigentlich Zeuge Jehovas? Die dürfen doch von ihrem Glauben her nicht zur Armee. Ich kenne mich aber nicht so aus.«

Hans schüttelte den Kopf.

Der Opel hielt an. Hans erkannte das Gebäude des Kreiswehersatzamtes. Hierhin war früher ein Teil des Gymnasiums ausgelagert gewesen, als die Schulklassen noch größer waren und viele Klassen parallel unterrichtet werden mußten. Als sie in das neue Schulgebäude umzogen, hatte jemand mit roter Farbe große Buchstaben auf die Eingangshallenwand gespritzt: »Macht kaputt, was Euch kaputt macht – Verweigert den Kriegsdienst.«

Der ungelenke Schriftzug war noch am selben Tag über-
tüncht worden. Damals soll jemand den Hausmeister als
»Büttel des Militärs« beschimpft haben. Sie gingen die
wenigen Stufen des gelbgestrichenen Gebäudes hoch.

Die Tür ging vor ihm auf, und da stand Martin Broschek.
Der schien zu stutzen, grinste und fragte dann: »Wieso
schicken sie Dir ein Taxi nach Hause, wenn Du gemustert
werden sollst. Ich mußte mit dem Fahrrad kommen. Der
Kapitalismus ist ungerecht, und Ihr Bankiers wart schon
immer die Lieblinge der Herrschenden.«

Trotz seines Herzklopfens mußte Martin lachen. Er freute
sich, in diesem Augenblick einen Bekannten zu treffen.

»Zwangsvorführung nennt man so etwas wohl«, meinte
er und ging mit den Beamten ins Gebäude.

Martin rief hinter ihm her: »Ich warte hier auf Dich.«

Über die Schulter schauend sah Hans, wie sich Martin auf
der Wiese ausstreckte. Er winkte ihm zu.

Hans wurde in ein größeres Büro geführt. Dort saß ein
älterer Mann am Schreibtisch, ein anderer, offensichtlich
Arzt, unterhielt sich mit dem Bundeswehroffizier, der am
Fenster stand.

Die Beamten informierten kurz, wer er sei.

»Guten Tag, Herr Kasper«, sagte der am Schreibtisch.

»Sind Sie bereit, sich mustern zu lassen?«

Hans schüttelte den Kopf und sagte: »Nein!« Der Mann
am Schreibtisch deutete mit einer kurzen Handbewegung
auf den Holzstuhl und bat ihn, sich zu setzen.

Die beiden Polizisten verabschiedeten sich. Der Mann
machte einen müden Eindruck.

»Herr Kasper, vielleicht wissen Sie ja nicht, daß nach
Paragraph 16 Abs. 1 Wehrpflichtgesetz Wehrpflichtige
vor der Heranziehung zum Wehrdienst gemustert werden
müssen. Dem darf sich niemand entziehen. Sie haben auf

unsere wiederholten Vorlagen nicht reagiert, so daß diese
Zwangsvorführung angeordnet werden mußte. Dies ist
also geschehen. Sehen Sie«, und dabei schaute er Hans be-
schwörend an, »wir müssen uns doch ein Bild über die
Tauglichkeit der jungen Männer machen. Dies ist ein
ganz normaler Akt. Ich bitte Sie also, mit uns zusammen-
zuarbeiten.«

Hans schüttelte wieder den Kopf. Er versuchte mit fester
Stimme zu antworten: »Wehrdienst ist Kriegsdienst.
Alle Tätigkeiten, die mit der Bundeswehr zusammen-
hängen, sind Kriegsdienste: die Putzfrau, die in der Ka-
serne arbeitet, der Arzt, der Wehrpflichtige untersucht,
Ihr Beruf, der Sie verpflichtet, meine Musterung zu ver-
anlassen. Ich hingegen verweigere jede Form des Kriegs-
dienstes . . .«

»Schön, schön. Diese Aussage dürfen Sie gern im An-
schluß an diese Musterung machen. Das ist Ihr gutes
Recht. Immer mehr junge Männer machen davon Ge-
brauch, den Dienst mit der Waffe zu verweigern. Gut.
Das ist so gesetzlich geregelt. Dafür haben wir schließlich
ein Grundgesetz. Und trotzdem muß sich vorher jeder,
ich betone: jeder, zunächst einmal mustern lassen. Sehen
Sie«, und hier wurde sein Ton jovialer, »Sie können ja
sogar Glück haben und sind gar nicht tauglich. Dann
müssen Sie nicht einmal den Ersatzdienst antreten.«

Jetzt fühlte Hans sich sicherer. Die beiden anderen Män-
ner hatten sich auf die Fensterbank gesetzt und schauten
ihn gelangweilt an.

»Dieser Zivildienst ist, wie Sie ja selber sagen, ein Er-
satzdienst. Schon von seiner gesetzlichen Grundlage her.
Hier soll der Dienst in der Bundeswehr ersetzt werden.
Ein Verbrechen oder die Vorbereitung eines Verbrechens
kann man aber nicht ersetzen.«

Der Offizier hob die Augenbrauen und schüttelte langsam den Kopf. Der Arzt drehte sich um und klopfte nervös auf die Fensterbank.

Hans sprach weiter: »Es ist doch so, daß viele Kriegsdienstverweigerer bis heute nicht wissen, daß sie Kriegsdienste ohne Waffen leisten müssen. Im Kriegsfall müssen sie an der sogenannten Heimatfront unbefristet Dienst leisten. Wahrscheinlich werden sie dann auf den Arbeitsplätzen der Soldaten eingesetzt. Oder in Lazaretten für heimgekehrte Krüppel, die stellvertretend an der Front sich haben zusammenschießen lassen. Heute werden Kriegsdienstverweigerer als billige Arbeitskräfte genutzt, morgen vertreten sie in der Heimat den Tod. Wir sollen die stille Reserve für den schlimmsten aller Fälle sein.«

Der Mann am Schreibtisch war nervös geworden.

»Eigentlich will ich mit Ihnen überhaupt nicht diskutieren. Meine Aufgabe ist nur, dafür zu sorgen, daß diese Musterung ordnungsgemäß vonstatten geht. Außerdem, Herr Kasper, unsere Zeit ist begrenzt. Arbeiten Sie bitte mit.«

Der Arzt nickte bei diesen Worten heftig.

Hans ließ sich jetzt nicht mehr beirren: »Denken Sie nur an den Zivilschutz. Was soll ich dann werden: Bunkerwart für Gebäude, die die Menschen nicht werden schützen können? Soll ich im Auftrag von Armeearzten Medikamente verteilen, damit im Atomkriegsfall bei den Verstrahlten keine Panik ausbricht? Soll ich Schwerverletzte sortieren helfen und daran beteiligt sein, wie die Opfer der Militärs weiter leben oder sterben sollen? Soll ich Straßen sanieren, damit weiter Militärfahrzeuge rollen können? Soll ich in Krankenhäusern arbeiten, weil die Krankenschwestern an der Front gebraucht werden? Ersatzdienstleistende sind Mitarbeiter des Krieges, weil sie die zweite

Front aufbauen helfen, die erst die erste Front möglich machen wird. Wir sollen die stille Reserve der Kriegsführenden sein.

Wenn wir uns nicht verweigern, jetzt schon verweigern, dann wird man mit uns rechnen. Ich lasse mit mir nicht rechnen. Auf mich soll man sich nicht verlassen können. Ich will das Risiko sein, daß es schwierig machen wird, einen Krieg zu planen oder ihn für möglich zu erachten. Ich weiß, auch Sie wollen keinen Krieg, aber Sie geben ihm in Ihrem Denken einen Sinn, er ist für Sie eine logische Möglichkeit. Er ist einbezogen in das Kalkül der Politik. Wahrscheinlich will niemand einen Krieg, aber wieviele denken ihn in ihren Köpfen und machen ihn so vorstellbar?«

Hans atmete durch und faßte sich kurz: »Ich werde nicht mitarbeiten. Ich verweigere«, und hier wurde seine Stimme feierlich, »jede Art von Kriegsdienst. Ich will ernst machen mit meinem gewaltfreien Engagement gegen Kriegsvorbereitung, Gewalt und Krieg. Und ich bin bereit, das persönliche Risiko dafür auf mich zu nehmen. Ich will meinem Gewissen treu sein.«

Halblaut sagte der Arzt zum Offizier: »Schon wieder so ein Spinner. Ich halte es nicht aus.«

Hans tat so, als hätte er das nicht gehört.

Der Mann am Schreibtisch fragte zum Fenster herüber:

»Was machen wir jetzt?«

Der Offizier räusperte sich und sagte: »Wir werden seinen Tauglichkeitsgrad, seine Verwendungsfähigkeit auf andere Weise ermitteln müssen. Wenn unser junger Freund nicht bereit ist zu kooperieren, dann werden wir nach ›Augenschein‹ vorgehen müssen.«

Dabei blickte er zum Musterungsarzt herüber. Der nickte. Hans schaute unsicher: »Ist so etwas überhaupt zulässig?«

Der Mann am Schreibtisch lachte kurz und schrill auf: »Zulässig, zulässig. Ihr Verhalten ist nicht zulässig und außerdem eine Zumutung für den geordneten Betrieb in unserem Haus. Aber seien Sie beruhigt, wir tun nichts Ordnungswidriges.« Dabei klappte er mit großer Geste ein Buch auf, das durch Zettelfahnen an verschiedenen Stellen markiert war. Er fuhr mit spitzem Finger über die Zeilen und fand die Stelle, die er offensichtlich suchte: »Der Wehrpflichtige kann sich nicht auf die Unzulänglichkeit einer solchen Untersuchung berufen, da er diese Unzulänglichkeit durch die Verweigerung der Mithilfe selbst herbeigeführt hat.« Der Mann schlug das Buch hart zu und gab dem Arzt ein Zeichen. Der schaute Hans an, ging um ihn herum wie eine Katze, blickte in sein Gesicht, auf die Oberarme, machte aber keine Anstalten, Hans zu berühren.

»Wir wollen Ihnen ja nicht zu nahe treten«, grinste der Bundeswehroffizier.

Dann ging der Arzt zum Mann am Schreibtisch, der sich in seinem Sessel zurückgelehnt hatte, flüsterte ihm etwas ins Ohr, und gemeinsam gingen sie in ein Nebenzimmer. Nach kurzer Zeit hörte man eine Schreibmaschine. Die Tür ging auf, und der Sachbearbeiter steckte seinen Kopf ins Zimmer: »Ich frage nur der Ordnung halber. Haben Sie ein Foto für den Wehrpaß dabei?«

Hans sagte nichts mehr und schaute aus dem Fenster. Der Offizier kam herüber und setzte sich auf die Schreibtischkante, nachdem die Tür des Nebenzimmers wieder geschlossen war.

»Sie sind doch Bankangestellter. Was wird eigentlich Ihr Arbeitgeber dazu sagen? Sie wissen doch, was da alles noch auf Sie zukommen wird.«

Hans zuckte die Schultern.

»Sehen Sie, Sie werden ja nicht nur ein Strafverfahren bekommen, wenn Sie ihren gesetzlichen Verpflichtungen nicht nachkommen. Mit ziemlicher Sicherheit werden Sie auch ihren Arbeitsplatz verlieren, der Ihnen im Fall des Wehrdienstes gesichert bliebe. Ich glaube außerdem, Sie haben ein falsches Bild von der Bundeswehr.«

Er war aufgestanden und wieder ans Fenster getreten. Mit einer kurzen Armbewegung deutete er über die Stadt.

»In dieser Stadt leben keine zehn Menschen, die töten oder töten lernen wollen. Aber viele sind bereit, durch ihren Wehrdienst zu dokumentieren, daß unser Land verteidigungswert ist. Dafür brauchen wir gut ausgebildete Soldaten. Das ist auch mein Beruf.

Gut. Ich respektiere das Verweigern dieses Dienstes. Niemand, auch wir bei der Bundeswehr nicht, denkt daran, dieses Grundrecht anzutasten.

Im Gegenteil: Ich und meine Kameraden stehen dafür, daß Sie dieses Recht wahrnehmen können. In vielen Ländern gibt es solche liberalen Möglichkeiten nicht. In den totalitären Staaten schon gar nicht.

Sollten Sie dies durch Ihr Verhalten, ihre Kooperation nicht ein wenig honorieren, nein, ich will sagen, respektieren?! Diese Menschen, auch mein Kollege hier am Schreibtisch, sie alle tun ihren Dienst und, auch wenn der Begriff veraltet erscheint, ihre Pflicht.«

Der Offizier hatte sich wieder zu Hans umgedreht und schaute ihn freundlich an: »Sie sehen gar nicht so aus wie viele dieser Krakeeler und Chaoten. Sie scheinen doch ein kluger Mann zu sein. Überlegen Sie sich Ihr Verhalten gut. Ich bin gern bereit, mit Ihnen auch einmal ein persönliches Gespräch zu führen.« Er gab Hans eine Visitenkarte.

Nur ungenau konnte Hans in diesem Moment lesen, was dort gedruckt war. Er las etwas von Oberleutnant und Jugendoffizier.

Der Offizier redete weiter, aber Hans konnte nicht mehr richtig zuhören. Er schaute in dessen sprechendes Gesicht und nahm eine glattgeschliffene Freundlichkeit wahr, die ihm oft in den Gesichtern seiner Kollegen auf der Bank begegnet war. Er spürte auch Wohlwollen in den Worten, gleichzeitig aber schwang Unverständnis mit. Jenseits seines Redens schien es keine Horizonte des Nachdenkens zu geben. Das ist ein Beruf, der keine Zweifel mehr zuläßt, dachte Hans. Wer so sein Leben eingerichtet hat, der muß sich begnügen und darf niemandem Sprünge über den Zaun erlauben. Zweifel hatte etwas Unanständiges.

Die Tür ging wieder auf, und der Sachbearbeiter kam mit einer Mappe und einem weißen Bogen Papier herein.

Er setzte sich zurück an den Schreibtisch und räusperte die Stimme: »Wir haben Sie einer »Musterung nach Augenschein« unterzogen. Der anwesende Musterungsarzt hat Ihre Tauglichkeit bestätigt. Hier habe ich Ihren Musterungsbescheid und den Wehrpaß, den ich somit aushändige ...«

Er reichte beides über den Tisch. Die Hand verharrte in der Luft, unschlüssig, ob sie beides auf Hans' Schoß fallen lassen sollte oder die Schriftstücke auf den Aktenstapel niederlegen. In die Schweben hinein sagte der Offizier barsch: »Nun seien Sie nicht kindisch, nehmen Sie an.«

Hans schüttelte den Kopf. Verständnislos ließ der Mann die Papierstücke sinken und machte sich eine Notiz. Er bat den Offizier, diese handschriftliche Notiz gegenzuzeichnen. Auf Hans' Mitarbeit hoffte er nicht mehr.

»Gut, gut, Herr Kasper. Ich habe verstanden. Meine Tätigkeit ist somit ans Ende gelangt. Bevor wir uns trennen, möchte ich Sie über folgendes informieren: Wir werden Ihnen diese Unterlagen per Post zusenden. Wenn Sie die Annahme verweigern, ist dies Ihre Sache. Bescheid und Wehrpaß werden hinterlegt und gelten nach einer bestimmten Frist als zugestellt. Für uns als Behörde haben Sie die Unterlagen dann tatsächlich. Aber das bekommen Sie noch schriftlich. Außerdem wird Sie noch der Kostenbescheid eines festgelegten Bußgeldes wegen Musterungsverweigerung erreichen. Moment, damit Sie diese Summe auch gleich erfahren: 450,- DM sind festgelegt worden. Auch diese Zahlung können Sie verweigern.« Der Mann grinste skeptisch. »An das Geld kommen wir trotzdem. Dann wird gepfändet. So, das war es. Sie können jetzt gehen und werden von uns hören. Ich nehme an, Sie wünschen jetzt keinen guten Rat mehr von mir!?«

Mit »Guten Tag« verabschiedete sich Hans und spürte das Unverständnis in seinem Rücken, als er den Raum verließ. Er drehte sich in der Tür noch einmal langsam um und sagte leise: »Danke trotzdem für Ihre Geduld.« Dann war er draußen.

Auf der Bank gegenüber saßen die beiden Polizisten.

»Erledigt?« fragte der Ältere, während der Jüngere seinen Kopf in die Tür des Büros steckte und ein paar Worte hineinsagte.

Hans wurde klar, daß sie für ihn hiergeblieben waren, falls er sich auf andere Art gewehrt hätte. Die Situation kam ihm unwirklich vor, und plötzlich fröstelte ihn. Der Rücken schmerzte. Ihm war, als hätte er sich zu lange steif gehalten. Der Hals war trocken. Im Kopf drückte es.

Hans fühlte sich allein, als er nach draußen trat. Vorn auf der Wiese saß noch immer Martin. Er las in einer Zeitung.

»Na, Du Held. Ich dachte, Du willst keiner werden?« Hans setzte sich zu ihm und erzählte von der Zwangsvorführung und der merkwürdigen Musterung.

Martin hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann erzählte er, daß er vor mehreren Monaten auch gemustert worden sei – tauglich. Er hätte gleich seine Erklärung abgegeben und ihnen gesagt, daß er den Kriegsdienst verweigere und den Zivildienst leisten wolle.

»Jetzt suche ich mir erst mal eine gescheite Stelle, wo ich die Zeit sinnvoll und mit wenig Langeweile abmachen kann.«

Martin hatte schon einmal an Krankenwagenfahrer gedacht oder in der Gemeinde von Rudi als Helfer in der Jugendarbeit. Der Gedanke, im Krankenwagen mitzufahren, gefiel ihm aber weitaus besser.

»Wieso bist Du heute hier?« fragte Hans.

»Och«, Martin druckste, »Zufall«.

In Wirklichkeit hatte Susanne aus der Bank ihn angerufen. Er war auf's Geradewohl hin zum Kreiswehersatzamt gefahren und hatte dort gewartet. Seine gute Nase ließ ihn nicht im Stich. Susanne, die Kollegin von Hans, kannte er über Teerkamps Tochter.

»Weißt Du eigentlich, daß Rudi, der Kaplan von Markus, Beistand für Kriegsdienstverweigerer ist. Er darf mit zu Verhandlungen, wenn sie stattfinden. Meistens geht das ja heute per Brief. Aber trotzdem, der Rudi hat echt Ahnung und ist nicht so ein Sülzkopp mit Obstsalat in der Birne. Vielleicht sprichst Du mal mit ihm. Klug ist er, sauklug, weißt Du. Fast zu klug. Aber er ist kein Besserwisser, und das ist schon die halbe Miete.« Martin hatte sich wieder hingelegt. Die Turnschuhe standen vor ihm auf der Stützmauer.

Plötzlich richtete er sich auf: »Weißt Du, Du bist ein Idiot, Hans. Du machst für diese alten Typen den Affen.

Die werden Dich lang machen, um allen zu zeigen: Hochverehrtes Publikum, liebe junge Mitarbeiter – hier geht's lang in unserem Staat! Die einen verteidigen die Freiheit, die anderen haben ein Gewissen. Und der hier, der stellt beides in Frage. Nicht mit uns, meine Damen und Herren! Mensch Hans, das läßt sich doch niemand gefallen, wenn da so einer wie Du daherkommt und wagt, anders zu denken. Die werden an Dir ein Exempel statuieren, damit jeder Mann und jede Frau Bescheid wissen. Da geht es lang, basta! Hast Du denn keine Angst vor dem Knast?«

Hans versuchte die Frage abzuwehren, als er den roten Wagen seines Vaters sah, der in einiger Entfernung parkte. Sein Vater beobachtete ihn. Hans verabschiedete sich schnell von Martin. Der sagte ihm noch schnell einen Termin im Jugendhaus von St. Markus, wo sich regelmäßig eine Gruppe trafe, die mit der »Altherrenfriedensinitiative« nichts anfangen könnte. Er solle mal vorbeischaun.

Hans versprach das und lief zum Auto.

Sein Vater saß stumm am Steuer und fragte, was gewesen sei und wie er, Hans, sich verhalten habe.

Hans erzählte, ohne seinen Vater anzuschauen. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie der immer wieder den Kopf schüttelte.

»Hans, Du machst Dich unglücklich. Das geht nicht gut aus. Das geht nicht gut aus. Nicht gut aus.« Als der Wagen anfuhr, sah Hans Martin im Gespräch mit einem älteren Herrn. Martin lag noch immer auf der Wiese, und der hochgewachsene Mann hatte sich neben die Turnschuhe auf die Mauer gesetzt.

Hans erinnerte sich: Es war Kroll, der bei der Bank ein Konto führen ließ.

5. Jugendhaus

»Billigt ihr, wenn nötig, die radikalsten Maßnahmen gegen einen kleinen Kreis von Drückebergern und Schiebern, die mitten im Krieg Frieden spielen und die Not des Volkes zu eigensüchtigen Zwecken ausnutzen wollen? Seid ihr damit einverstanden, daß, wer sich am Krieg vergeht, den Kopf verliert?«

Goebbels 1943

»Paragraph 5 Zersetzung der Wehrkraft (1)

Wegen Zersetzung der Wehrkraft wird mit dem Tode bestraft:

1. wer öffentlich dazu auffordert oder anreizt, die Erfüllung der Dienstpflicht in der deutschen . . . Wehrmacht zu verweigern . . .

...

3. wer es unternimmt, sich oder einen anderen durch Selbstverstümmelung der Erfüllung des Wehrdienstes . . . zu entziehen«

Kriegssonderstrafrechtsverordnung 1938

Der Wind trieb die Blätter über den Bürgersteig. Martin hatte den Kragen seiner Jacke hochgeschlagen und einen dicken Schal um den Hals geschlungen. Die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, ging er durch die dunkle Stadt zum Markuskirchplatz, vorbei am Jazzkeller, der seit einigen Wochen geschlossen war. Hier wurde noch gewerkelt und gebaut. In der nächsten Woche sollte in der ehemaligen Kneipe eine Bäckerei eröffnet werden. Der Lichtschein von Baulampen drang nach draußen und erhellte die Fassade, die dringend einen neuen Anstrich benötigte. Das stählerne Gerüst war schon errichtet worden.

Wehmütig blieb Martin vor dem Haus stehen und dachte an die vielen Stunden im Jazzkeller.

Anwohner hatten sich fortwährend über den nächtlichen Lärm beschwert, die Sperrstunde war nach vorn verlegt worden. Zuletzt besuchten immer weniger Gäste das Lokal. Am Ende war er nicht einmal traurig, als der Besitzer an eine Bäckereikette verkauft hatte.

Der Novemberwind schnitt sich durch die Gassen. Er ließ nichts Bewegliches auf seinem Platz, und die letzten Herbstsonnenstrahlen wurden aus Mauerritzen vertrieben. Das Jahr stand an der Scheide von Sommer und Winter. Grau, fast schwarz ragten die Häuser in die Nacht. Die Neonreklame in der Liebermannstraße verschärfte ihren Schattenriß und gab der Stadt Klirrendes. Martins Blick wanderte an der Fassade hoch und heftete sich an eine kleine Tafel, die ihm schon vor Monaten aufgefallen war. Darauf wurde mitgeteilt, daß in diesem Haus der bekannte Panzergeneral und Begründer des Traditionsregimentes geboren und aufgewachsen war. Er sei in den letzten Monaten des Krieges vor Berlin im Kampf gefallen. Martin ärgerte sich über dieses Schild und zwei ähnliche, die an anderen Häusern der Innenstadt befestigt waren.

Er hatte schon einen Leserbrief an die Lokalzeitung geschrieben und darin aufgefordert, daß die Tafeln abgenommen werden sollten. Sie erinnerten an blutbefleckte Militaristen des Zweiten Weltkriegs. Reagiert wurde darauf nicht. Nur Bockmüller hatte ihn auf dem Pausenhof angesprochen, es war am Tag vor der letzten Abiturprüfung, und gemeint, daß sei sehr mutig von ihm gewesen.

Brameyer, der Sport- und Religionslehrer, hielt ihm auf der Abiturfeier, eine Hand auf Martins Schulter, einen

Vortrag über die Bedeutung der Generäle für diese Stadt. Sprach von möglichen Verbindungen zum Widerstand des 20. Juli. Freilich, dies sei nie offiziell geworden, aber jeder, der sie gekannt habe, wisse um die heimlichen Sympathien. Einer von ihnen solle sogar auf der Liste der Regierungsmitglieder gestanden haben, die nach einem erfolgreichen Putsch gegen Hitler die Macht übernommen hätten. Natürlich, das sei alles Spekulation, aber immerhin. Als gesichert dürfe hingegen angenommen werden, daß das letzte Kommando eine Art Strafkommando gewesen sei. Und dann sei er im Kampf um die Hauptstadt ja tatsächlich gefallen.

Martin hatte Brameyer gelangweilt, gleichwohl höflich, zugehört. Er hatte keine Lust mehr, mit ihm zu diskutieren. Zu oft war er mit ihm in Auseinandersetzungen geraten. Zuletzt, als dieser eine engagierte Rede zum Volkstrauertag gehalten hatte. Hundert Meter von den angetretenen Kriegervereinen und Abordnungen der Bundeswehr entfernt standen Gedenksteine für ermordete russische Kriegsgefangene, fünfzig Meter weiter ruhte ein hoher Nazi-Funktionär – wie der Panzergeneral ein Sohn der Stadt.

Martin zog den Schal strammer, schaute auf seine Uhr und hastete hinüber zum Gemeindehaus von St. Markus. In einem Seitenflügel, der Jugendhaus genannt wurde, trafen sich regelmäßig Kriegsdienstverweigerer und Sympathisanten. Sie tauschten ihre Erfahrungen aus und überlegten, wie sie ihre Öffentlichkeitsarbeit ankurbeln könnten. Rudi, der Kaplan, war manchmal Gast in dieser Runde.

Hans, als einziger Totalverweigerer, ließ sich jetzt öfter sehen und berichtete über den Stand der Ermittlungen.

Martin hatte kurz nach seiner Musterung die Begründung für seine Verweigerung eingereicht, begleitet von Lebenslauf und Führungszeugnis. Auf drei Seiten begründete er, warum er den Dienst mit der Waffe ablehnte: »... Für mich gibt es nur einen Weg zum Frieden, und das ist der der Gewaltlosigkeit. Frieden hat es auf dieser Welt immer nur dann gegeben, wenn Menschen bereit waren, konsequent für ihre Ziele mit gewaltlosen Mitteln einzutreten. Der Frieden scheiterte erst dann, wenn Waffen eingesetzt wurden.« An dieser Stelle hatte er an Mahatma Gandhi erinnert und an den Traum von Martin Luther King.

»Ich befürworte die Entspannungspolitik. Dies sind richtige Schritte. Sie reichen aber bei weitem nicht aus. So lange wir Menschen bedrohen und uns bedroht fühlen, so lange kann wirklicher Friede, der mehr ist als Abwesenheit von Krieg, nicht kommen.«

Martin hatte bei den Formulierungen Schwierigkeiten gehabt und merkte, daß er besser reden als schreiben konnte.

»Eine Sicherheitspolitik, die auf militärische Abschreckung beruht, bedroht nicht nur den vermeintlichen Gegner, sondern auch die Bundesrepublik Deutschland und andere Länder Europas mit der Vernichtung, wie sie auch schon jetzt weitere Folgen hat, die nicht länger akzeptiert werden können.« Dies Zitat hatte Martin in einer kirchlichen Publikation gefunden, die Rudi ihm in die Hand drückte, als er ihn im Pfarrhaus besucht hatte.

Martin schrieb dann, daß Rüstung auch ohne Krieg töte. Er sprach von den immensen Ausgaben der Rüstungsindustrie, von neuen Militarisierungsprogrammen, vom Waffenexport, von der Dritten Welt und von der allen Menschen gemeinsamen nuklearen Bedrohung.

»Im nuklearen Krieg gibt es keine Freunde und keine Feinde mehr. Wer Gegner und wer Verbündeter ist – das ist der letzten Bombe gleichgültig. Diese Waffe wird alles vernichten: Menschen, Tiere, Pflanzen, Kapital, Arbeit und Grenzen. Die Planung, Produktion und Drohung mit dem Einsatz der Atombombe ist die Gotteslästerung unserer Zeit.«

Auf den letzten Satz war Martin besonders stolz gewesen. In der Auseinandersetzung mit seinen Motiven war ihm die Idee gekommen: Moderne Gotteslästerung ist überall dort zu finden, wo Menschen glauben, aus eigener Kraft Technik, Waffen und Beziehungen beherrschen zu können. Sie glauben, alles sei in ihrer Hand, alles eine Frage von Intelligenz und Planung. Menschen, die so handelten und dachten, und zu denen zählte er sich selbst manchmal, gingen immer nur von ihrem Selbst, ihrer Selbstüberschätzung aus.

»Wir leben nicht allein«, hatte Maja zu ihm einmal gesagt. »Es gibt andere Kulturen, mit anderen Ritualen, Wünschen und Lebensvorstellungen. Wir tun so, als könnten wir sie in unser wirtschaftliches und militärisches Denken einbeziehen. Wir glauben an unsere eigene Unfehlbarkeit, statt an die Fehlbarkeit allen Denkens und Handelns zu glauben. Wir gehen mit der Natur um, als gehöre sie uns. In Wirklichkeit gehören wir der Natur. Wir denken nicht in Netzen, sondern in Punkten. Der wichtigste Punkt sind wir, das denken wir.« Martin hatte damals seine Sprüche von den Ökos bei sich behalten und nach einiger Zeit gesagt, daß die wirklichen Katastrophen die seien, die man weder sehen, hören noch riechen könne. Mit Rudi hatte er ebenfalls gesprochen: »Wir lästern Gott, weil wir uns superstark fühlen. Wir sind eine geile Ansammlung von Wahnsinnigen.« Rudi hatte

damals geantwortet: »Ich dachte, Du warst noch nie in der Kirche und hältst nichts vom lieben Gott.«

»Ist ja auch korrekt. Nur wenn ich mal Kerzen schnuppern will, schaue ich bei Dir vorbei. Die kleckern so schön rum, und für meine letzte Fete habe ich ein paar geklaut . . .«

Vor einigen Tagen hatte Martin seine Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer mit der Post zugestellt bekommen. Er hatte sich einen Zivildienstplatz im Altenheim der Stadt besorgt. Bis er den antreten konnte, jobbte er zwanzig Stunden in der Woche bei Teerkamp.

Martin ärgerte sich darüber, daß sein Zivildienst länger dauern würde als die Bundeswehrzeit seiner Mitschüler. Als er sich beim Kreiswehersatzamt darüber beschwerte, hatte man ihm lapidar erklärt, es handle sich dabei um eine »Probe auf die Ernsthaftigkeit«. Sonst würde ja jeder den Zivildienst verweigern. Martin gab verärgert zurück, dann seien wohl die Rekruten die wahren Drückebberger. Er zog eine Zeitungsnotiz aus der Tasche und hielt sie dem Vorsitzenden des Musterungsausschusses unter die Nase:

»Immer mehr junge Männer verweigern den Wehrdienst – die vorhandenen Zivildienststellen reichen für die derzeit 75.000 Kriegsdienstverweigerer nicht mehr aus. Im Bundesamt für den Zivildienst fehlt Personal. Außerdem gibt es Probleme mit der Datenverarbeitung. Die Angestellten versinken in einem Berg von rund 23.000 unbearbeiteten Anträgen junger Männer, die als Kriegsdienstverweigerer anerkannt werden wollen.«

Martin stand vor dem Gemeindehaus und sah nach oben in den Seitenflügel hinein. Im Dachgeschoß war Licht, und die Turmuhr schlug neun Mal.

Oben waren etwa zehn um einen langen Tisch versam-

melt, unter ihnen Hans, Maja, Rudi und einige, die er noch nicht kannte. Bockmüller saß am Kopfende und grüßte ihn durch Kopfnicken. Der neben ihm sitzende Kroll erzählte aufgeregt:

»Sie glauben gar nicht, was in dieser Stadt los war. Auf einem Viehwagen haben sie die drei durch die Straßen gefahren. Voran eine Musikkapelle, daneben Hitlerjungen und dahinter eine SA-Meute, die sich einen Spaß daraus machte, die drei anzuspucken und auch mal mit dem Stock zu schlagen. Die ganze Aktion hat wohl drei Stunden gedauert, und viele haben vor Scham weggeschaut. Ich kenne aber auch welche, die haben mitgespuckt. Es war unvorstellbar. Ich kann es heute noch nicht fassen. Die Bilder sind fortwährend in meinem Kopf.«

Martin zwängte sich zwischen Maja und Hans. Maja flüsterte ihm zu: »Kroll erzählt von seiner Arbeit über die Zeit zwischen 33 und 45. Rudi hat ihn eingeladen. Es ist spannend, aber auch grausig.«

Martin fragte nach und erfuhr, daß Kroll über die Geschichte der Juden in dieser Stadt eine Zusammenstellung für das Archiv machte. Er interviewte ältere Bürger, sammelte Fotos und Zeitungsausschnitte.

Kroll erzählte weiter: »In der Innenstadt, gegenüber dem Kaufhaus, wohnte die Familie Mirbach. Es waren Juden, und sie unterhielten ein gutgehendes Bekleidungsgeschäft. Der alte Herr Mirbach war hoch angesehen, und alles, was Rang und Namen hatte, kaufte bis 1933 in seinem Geschäft. Später gingen immer weniger hin, oder sie kamen im Schutz der Dunkelheit. Im November 1938 wurde das Geschäft total zerstört. Der alte Mirbach wurde von Nazis die Treppe heruntergestoßen und ist blutend auf die Straße gelaufen. Dort haben sie ihn in einem Hauseingang zusammengeschlagen. Später wurde er ins Kranken-

haus gefahren. Er ist dann gestorben. Wahrscheinlich haben sie ihn wie einen Hund verscharrt. Bis heute ist es mir nicht gelungen, sein Grab ausfindig zu machen. Ich bin damals nach der sogenannten Reichskristallnacht durch die Geschäftsstraße gegangen und habe das Ausmaß der Verwüstungen und Plünderungen gesehen. Vor Mirbachs Geschäft lagen Stoffballen und Schaufensterpuppen auf der Straße, zersprungene Obstgläser waren darüber geschüttet worden. Die Tür stand weit offen. Ich weiß, daß sich einige der Bürger gern bedient haben . . .« Kroll war aufgeregt. Seine Hände zitterten, und sein Blick ging von Zuhörer zu Zuhörer. Alle saßen gebannt und lauschten.

»Wenn man durch unsere Stadt geht«, meinte Hans, »merkt man gar nichts davon. Nirgendwo sind Hinweise zu finden. Auf Sehenswürdigkeiten wird mit großen Schildern verwiesen. Schlösser werden mit Wegweisern markiert, Generäle geehrt. Wo aber Mirbach erschlagen wurde, darauf gibt es keinen Hinweis.«

Die Stadt hatte viele Gesichter: Reklamegesichter, Pflastergesichter, Schiefergesichter, Menschengesichter, Kneipengesichter. Die Todesgesichter aber waren verbannt. Die Gesichter der Schmach und Verletzung fand man nicht, auch die Gesichter der Schuld und Betroffenheit suchte man vergeblich in den Straßen. Der Ruhm und der Stolz lagen über allem. Die Vergangenheit der Stadt teilte sich in diesem Raum. Das Helle verdunkelte sich, das Dunkle wurde erhellt.

». . . gehen Sie mal mit diesem Wissen, das ich habe, durch die Stadt. Sie sehen alles sofort mit anderen Augen. Wir sind doch nicht geschichtslos. Und wir sind nicht schuldlos. Gut, Sie sind nach dem Zweiten Weltkrieg geboren. Ich aber bin in den Krieg gezogen. Ich habe mir

persönlich zwar nichts zuschulden kommen lassen, aber ich habe mitgemacht und mich nicht verweigert. Ich hätte mich auch gar nicht wehren können. Das ist heute anders.« Dabei blickte Kroll Martin aufmunternd an.

Der hatte wie unbeabsichtigt seine Hand auf Majas Knie gelegt und sich gespannt nach vorn gebeugt.

Mit einem schnellen Seitenblick auf Martin drehte sich Hans in Richtung Kroll und fragte: »Kennen Sie eigentlich Bernhard Wenk?«

Abrupt hob Kroll den Kopf: »Woher haben Sie diesen Namen?«

»Ich habe neulich mit meiner Mutter ein längeres Gespräch geführt. Sie erzählte mir, daß Wenk mit ihr zusammen zur Volksschule gegangen sei. 1940 sollte er zur Wehrmacht eingezogen werden, aber er habe sich in dieser Stadt irgendwo versteckt.« – »Das ist eine merkwürdige Geschichte«, Kroll zögerte und rieb sich die Stirn. »Viel weiß ich auch nicht mehr. Keiner wußte, wo sich Wenk versteckte, wer ihn versteckt hatte. Man hat lange nach ihm gesucht. Bei seinen Eltern ist die Geheime Staatspolizei ein- und ausgegangen. Erst nach über einem Jahr ist er gefunden worden. Man hat ihm als Deserteur in einer anderen Stadt den Prozeß gemacht, und er ist dann unter dem Fallbeil 1941 oder 1942 hingerichtet worden. Von seinen Angehörigen lebt wohl niemand mehr in unserer Stadt – soweit mir das bekannt ist.«

»Er gehörte also damals zu den wenigen, die den Kriegsdienst verweigert haben?« Hans war ganz aufmerksam.

»Und zu denjenigen, die ihre Konsequenz mit dem Tod bezahlten. Der Staat war unerbittlich und die Justiz ebenso. Verweigerung des Kriegsdienstes, Defätismus – das war das Schlimmste, was passieren konnte. Hitler hatte in »Mein Kampf« geschrieben: »Die Erziehung hat ihre letzte

Vollendung im Heeresdienst zu erhalten. Wie denn überhaupt die Militärdienstzeit als Abschluß der normalen Erziehung des durchschnittlichen Deutschen gelten soll.« Dieser Erziehung durfte sich niemand entziehen. Das galt als Hochverrat.«

Martin kniff die Augen zusammen: »Das kommt mir sehr bekannt vor. Ein Bundeskanzler hat doch mal gesagt, die Schule der Nation ist die Bundeswehr ...« – »Das war Kiesinger 1968.« – »War der nicht auch Mitglied der NSDAP?« – »Ja, ich glaube wohl. Er hat sich später als Mitläufer eingestuft, als einer, der seine Pflicht erfüllte.« – »Ach so.«

Hans dachte an Bernhard Wenk, und vor seinen Augen entwickelte sich das Bild eines jungen Mannes, der versuchte, der Tötungsmaschinerie zu entkommen. Mit ihm hätte er gern geredet, von seinen Gedanken erfahren.

Hans hatte in letzter Zeit vermehrt Angstgefühle. Sein Verfahren schien unaufhaltsam weiterzulaufen. Viele hatten ihn mittlerweile darauf angesprochen, und seitdem er ohne Arbeit war – die Bank hatte ihn trotz guter Prüfungsleistungen nicht übernommen –, beschäftigte er sich verstärkt mit dem Schicksal anderer Totalverweigerer.

Alte Kontakte waren abgebrochen, neue hatten sich angebahnt. Einige nannten ihn einen Spinner, andere fanden ihn mutig.

Gekränkt hatte ihn das Verhalten seiner ehemaligen Kollegen. Sein Chef hatte ihn nur einmal kurz auf das Verfahren angesprochen und zum Abschluß des Gespräches gesagt: »Herr Kasper, unsere Zusammenarbeit geht zu Ende.«

Susanne hatte ihm den Vogel gezeigt und gesagt, er wolle wohl als Märtyrer in die Stadtgeschichte eingehen. Es war ihm nicht gelungen, ihr seine Gründe plausibel zu machen.

Mit seiner Mutter sprach er in letzter Zeit häufiger. Er hatte Zeit, und vormittags saßen sie oft bei einer Tasse Kaffee in der Küche. Sie berichtete aus ihrer Jugendzeit, von ihren Erfahrungen im Elternhaus, den Aufmärschen der SA und den Angstgefühlen, die sie als junges Mädchen beschließen hatten. In diesen Gesprächen war das Thema auch auf Bernhard Wenk gekommen.

»Wenn in dieser Stadt«, meldete sich Martin zu Wort, »wenn in dieser Stadt so viel erinnert wird, sollte man da nicht auch einmal an die Mirbachs oder an Wenk erinnern. Nicht nur in diesem Kirchenraum, in dem sowieso nur zehn oder fünfzehn Hansels zusammenkommen?«

»Wir können ja die alten Schilder übersprühen!« schlug Beate vor.

»Oder abreißen!« meinte jemand anders.

»Na, na«, warf Eddi ein, und Bockmüller bewegte bedenkend den Kopf, »mal abgesehen davon, daß so etwas eine Menge Ärger einbringen kann, wenn man erwischt wird, finde ich es auch nicht gut. Diese Gedenktafeln sind eine besondere Art von Denkmal. Sie sagen viel über die Geschichte und das Denken der Menschen in unserer Stadt aus. Sie machen es deutlich für die Nachkommen. So wurde gedacht und bedacht. Das darf man nicht einfach übertünchen. Die Nachfahren haben ein Recht darauf zu erfahren, was ihre Vorfahren gedacht haben – und sei es, daß sie in den Kategorien von Kriegerdenkmälern gelebt haben.«

»Aber das ist doch Militarismus«, empörte sich Maja.

»Das eine wird gezeigt, das andere versteckt.«

»Dann müssen Sie eben dafür sorgen, daß das andere nicht in Vergessenheit gerät«, warf Kroll ein.

Jetzt diskutierte der Kreis, wie so etwas zu bewerkstelligen sei. Es wurden Informationsabende und Flugblattaktio-

nen vorgeschlagen. Man könne während der Adventszeit einen Stand mit Glühwein in der Stadt errichten, Materialien erstellen und verteilen, eine große Wandzeitung malen. Alles wurde nach heftigen Diskussionen verworfen.

Zu oft stünden sich Parteien und Initiativen in der Fußgängerzone die Beine in den Bauch, meinte Martin, und niemand sei an ihren Zetteln interessiert. »Das werfen die zu Hause doch sofort in den Papierkorb.«

»Stimmt, beim Dritte-Welt-Laden ist es genauso.« Maja hatte ihre Erfahrungen gemacht, zuletzt noch auf dem Altstadtfest. »Die Info-Zettel bleiben liegen, und wenn ich etwas über die Lebensbedingungen erzählen will, haben alle keine Zeit mehr. Sie hätten ihre eigenen Sorgen. Außerdem hätten sie hierfür und dafür schon gespendet. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken.« Hans hatte eine Idee: »Wir wäre es, wenn wir auf die Generäle-Schilder hinweisen und sie ergänzen durch eigene Schilder. Die können wir aus Pappe fertigen, mit Folie überziehen und an verschiedenen Orten aushängen: da, wo Bernhard Wenk gewohnt hat, da, wo das Geschäft der Familie Mirbach war.« Die Idee sprach alle an, und Kroll wollte versuchen, über Bernhard Wenk mehr herauszufinden. Bockmüller erklärte sich bereit, im Schularchiv nachzuschauen, ob dort noch Aufzeichnungen zu finden seien. Das Gymnasium hatte in den 60er Jahren das Archiv der Volksschule zur Betreuung übernommen.

Es war spät geworden. Die ersten verabschiedeten sich.

Rudi und Hans verließen als letzte den Dachraum und gingen gemeinsam die Treppe hinunter. Rudi fragte nach dem Stand seiner Totalverweigerung.

Hans berichtete müde, daß er dem Kreiswehrrersatzamt geschrieben habe und den Kriegsdienst verweigere. Er hätte

sich auf seine Musterung nach Augenschein bezogen. Daraufhin habe er eine Einladung zum Prüfungsverfahren erhalten, weil die schriftliche Begründung als nicht ausreichend anerkannt worden war.

»Das ist doch klar«, meinte Rudi, »wenn Du denen lapidar Deine Verweigerung mitteilst, dann laden sie Dich vor. Bist Du hingegangen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Dann bist Du auch nicht anerkannt worden. Nach dem Kriegsdienstverweigerungs-Neuordnungsgesetz müssen sie Dich ablehnen.«

»Das ist mir egal. Ich gehe sowieso nicht hin.« Hans fühlte sich erschöpft.

»Du wirst bald einen Einberufungsbescheid zur Bundeswehr bekommen. Dann geht die Mühle erst richtig los. Hast Du Dir eigentlich alles gut überlegt?« Rudi schaute Hans an.

»Ja, verdammt noch mal, habe ich.« Hans wurde wütend. »Alle, mit denen ich spreche, fragen mich, ob ich mir das denn wohl gut überlegt habe. Wofür habe ich denn einen Kopf? Und ein kleiner Junge bin ich doch auch nicht mehr, daß alle mich fragen dürften: Hast Du Dir das denn gut überlegt.« Er öffnete Rudi nach.

Schroff ließ Hans den Kaplan stehen und verschwand in der Dunkelheit. Der war überrascht, so kannte er Hans nicht. Er versuchte, etwas Entschuldigendes hinter ihm her zu rufen.

Hans spürte sein Alleinsein.

Martin und Maja waren schon verschwunden. Er lief in Richtung Sternstraße und fühlte einen Knoten im Hals.

Ob er ins Gefängnis mußte?

Warum tue ich das?

Warum nehme ich den Dauerkrach mit Jürgen in Kauf?

Warum gehe ich nicht wie Martin in ein Altenheim und mache dort meinen Zivildienst?

Warum lasse ich mich von allen für einen Spinner halten?

Von allen?

Von allen!

In Hans arbeitete es. Er lief durch die dunklen Straßen. Der Wind piff ihm kalt ins Gesicht. Je mehr er abkühlte, desto klarer wurden seine Gedanken. Außer Atem kam er in der Sternstraße an und schaute, bevor er die Haustür aufschloß, in den Himmel. Die Wolken rissen auf und gaben den Blick auf die Sterne frei.

»Tun muß man, was man tun muß!« sagte er laut zu sich. So einfach und so schwierig war das.

»Hans?« fragte die Mutter aus der geöffneten Schlafzimmertür.

»Ja.«

»Schlaf gut, Hans.«

»Ja.«

Hans schlief schlecht.

6. Brief

»Auf der Suche nach neuen Werten und durch die Entwicklung eines emanzipatorischen Lebens kam ich in eine Art Befreiungsprozeß. Ich lernte dabei andere Menschen kennen bzw. erkannte, daß viele andere Menschen auch in derselben unterdrückten Situation leben. Z. B. sehr viele Frauen, die in eine Rolle hinein erzogen werden, die ein selbständiges Leben verhindert bzw. erschwert. Ich hatte Kontakt zu Ausländern, die oft diskriminiert und als minderwertig betrachtet wurden. Außerdem Anders-

denkende, die nicht nach den herrschenden Werten und Normen leben und denken, die deshalb oft ins Abseits gedrängt werden.

Mir wurde klar, daß die meisten Menschen sich in einer solchen Lage befinden, auch wenn sie es zum Großteil noch nicht erkannt haben bzw. nicht erkennen wollen. Unser Leben ist geprägt von Zwängen und Abhängigkeiten, von Normen, die nicht hinterfragt werden, sondern als normal akzeptiert werden. Diese zu hinterfragen und einzusehen, daß ein Großteil dieser Normen unsinnig ist, erfordert viel Überwindung, da somit das ganze bisher geführte Leben in Frage gestellt werden müßte. Deshalb sind Eigenschaften wie Opportunismus, Verdrängung von Problemen, Apathie und Gleichgültigkeit logische Konsequenzen aus dem Mangel an Überwindungskraft und Selbstkritik.«

Aus der Stellungnahme des Kriegsdiensttotalverweigerers Christian Alberter vor dem Amtsgericht Stuttgart 1984

»Lieber Onkel Günther, mitten in der Woche habe ich Zeit, Dir einen Brief zu schreiben.

Während andere Leute arbeiten müssen, sitze ich hier vor meinem Schreibtisch, habe die Brille auf der Nase und schau heraus ins stürmische Wetter.

Ich weine meinem PC nach, den ich vor ein paar Tagen verkauft habe, verkaufen mußte. Jetzt muß ich wieder mit dem Stift schreiben. Es ist ungewohnt. Ich danke Dir herzlich für die fünfzig Mark, die Du mir unbemerkt in die Tasche gesteckt hast, als wir uns verabschiedeten. Die drei Tage bei Dir waren schön, schön auch, weil Du Dir Zeit für mich genommen hast.

Ich habe ziemlich durchgehungen und konnte bei Dir meine Seele ein bißchen baumeln lassen.

Zwischenzeitlich habe ich übrigens den Einberufungsbefehl zur Bundeswehr erhalten – an den ›Soldaten Hans Kasper«. Mir war schon unheimlich, als Mutter die Nachricht wortlos neben den Suppenteller legte. Sie sieht in letzter Zeit schlecht aus und scheint unter meiner Angelegenheit mehr zu leiden als ich. Jürgen spricht nicht mehr mit mir, höchstens das Notwendige. Mein Vater macht immer mal wieder Anstalten, mit mir zu diskutieren. Ich weiche dem möglichst aus. Neulich, als er ein paar Bierchen getrunken hatte, machte er mir ernsthaft den Vorschlag, ich solle für einige Jahre nach Berlin gehen. Das sei zwar auch gesetzeswidrig, aber ich würde wenigstens dem Gefängnis entgehen. Erst habe ich mich aufgeregt, dann aber fand ich es rührend, wie dieser pflichtbewußte Beamte mich zum Gesetzesübertritt animieren wollte. Nein, einfach abhauen, das ist nicht meine Art. Und außerdem, was soll ich in Berlin? Ich weiß aus vielen Gesprächen, daß immer mal wieder ein paar Jungen diesen Weg gehen, um weder zur Bundeswehr noch in den Ersatzdienst gehen zu müssen.

Ich habe lange über unsere Gespräche nachgedacht, auch über Deine ernsthaften Einwendungen. Dabei sind mir immer wieder DEINE Lebensumstände vor die Augen getreten. Ich habe auch darüber nachgedacht, warum ich eigentlich schon nach drei Tagen abgereist bin, statt noch einige Zeit bei Dir zu wohnen. Zeit genug hätte ich ja gehabt. Und Du hattest es mir angeboten.

Jetzt ist mir meine frühe Abreise klarer geworden. Ich will versuchen, sie Dir zu erklären. In Deiner Wohnung, in Deinem Leben ist alles vorhanden. Du verdienst bei der Zeitung gutes Geld, bist nicht verheiratet, hast keine Kinder. Deine Wohnung ist groß, hat Platz für alles und jeden. Sie wird Dir zweimal in der Woche gesäubert und

aufgeräumt. Wenn Dein Wagen kaputt ist, wird er von der Werkstatt abgeholt und zurückgebracht. Als ich Dir vorschlug, gemeinsam etwas zu kochen, hattest Du keine Lust dazu und hast mich zum Griechen eingeladen. Wir haben vorzüglich gegessen und wurden von einer freundlichen Kellnerin bedient. Sie stellte alles auf den Tisch, räumte ab. Als wir später in Deiner Wohnung noch Wein tranken, brauchtest Du die beschmutzten Gläser nur in die Spülmaschine zu stellen. Ich habe gemerkt, daß Du Dir manchen Einkauf auch in die Wohnung kommen läßt. Auf dem Frühstückstisch liegen eingepackter Käse, Miniportionen Marmelade, eingeschweißte Wurst und geschnittenes Brot. Automatisch funktionieren Deine Kaffeemaschine, der elektrische Wecker und Dein teurer Rasierapparat.

Warum ich Dir das alles aufzähle?

Mir ist aufgefallen, wie wenig Du für Dein Leben tun mußt, wieviel Du für Deinen Alltag machen läßt.

Du mußt »nur« arbeiten, und mit dem verdienten Geld läßt Du für Dich sorgen. Du kannst Verantwortung abgeben.

Du backst kein Brot – gut.

Du putzt nicht – läßt andere Deinen Dreck wegmachen.

Der Käse ist schon geschnitten – industriell.

Du hast Geld, um Dir Menschen zu kaufen für Deine täglichen Verrichtungen. Du hättest nach der Arbeit keine Lust mehr, die Wohnung zu putzen, meinst Du entschuldigend.

Du möchtest Deine Freizeit genießen. Freizeit ist für Dich aber nicht mehr verbunden mit der Aufrechterhaltung und Gestaltung Deines täglichen Lebens. Es ist eigentlich eine Zeit geworden, die sinnlos ist, weil nicht an Tätigkeiten angebunden, die mit Dir zu tun haben, mit unserem

Weiterleben. Weil Menschen immer weniger körperlich arbeiten müssen oder ihre Arbeit sie im ursprünglichen Sinne nicht mehr anstrengt (sie ist, sage ich als Ex-Banker, auf andere Art anstrengend geworden), müssen die Menschen sich Anstrengungen schaffen, z. B. durch Bodybuilding, der entfaltetsten Form des Hohlseins. Kraftaufhäufung – wofür? Um in der Nase zu bohren?

Ich weiß nicht, ob Du mir folgen willst. Ich schreibe sicher etwas umständlich, aber es ist mir wichtig, Dir dies mitzuteilen. Ich glaube, wir haben zu vielem eine Beziehung verloren und müssen nicht mehr Verantwortung übernehmen. Stattdessen füllen wir unser Leben mit allem möglichen Zeug an. Das ist mir nach meinem Besuch bei Dir klar geworden.

Es hat auch etwas mit meiner jetzigen Situation zu tun. Es wäre so einfach, zur Bundeswehr zu gehen. Meine Arbeitsstelle wäre mir sicher gewesen, mein weiterer Lebensweg nicht belastet und sauber vorgezeichnet, meine Mutter würde nicht so an mir leiden, und mein Vater müßte nicht immer versuchen, mich zu überzeugen. Auch mit Jürgen hätte ich ein einigermaßen geklärtes Verhältnis. So jedenfalls würde es scheinen. Ich sollte sozusagen den Kopf abnehmen und mich auf den vorbezeichneten Weg begeben.

Es wäre auch zu einfach gewesen zu sagen: Ich habe ein Gewissen und mache Gebrauch davon, indem ich den Ersatzdienst antrete. Ich respektiere, was mir die Gesellschaft anbietet und mache Gebrauch davon. Vielleicht wäre ich von einigen schief angeschaut worden, aber insgesamt hätte mir das sicher keine Nachteile gebracht. In der Bank hätten sie höchstens getuschelt, aber für einen großen Spinner hat man mich nie gehalten und deswegen über diesen Ausrutscher in meiner Biografie hinweggesehen.

Ich hätte eine vernünftige Begründung geschrieben, wäre anerkannt worden und würde jetzt vielleicht meinen Dienst in einem Altenheim versehen, so, wie Martin es in einigen Tagen machen wird.

Nein. So auch nicht. Ich will mein Leben selbst in die Hand nehmen, zu dem stehen, was ich denke. Das heißt sich mit den gesellschaftlich erlaubten Bahnen. Ich muß aber meinen eigenen Weg finden, und der heißt: Totalverweigerung. Ich will mir nicht das Denken abnehmen lassen, mir das Handeln nehmen lassen. Ich glaube, darin liegt ein Unterschied zwischen Dir und mir.

Der eingepackte Käse ist schon eine Korruption, eine Beruhigung. Der Alltag nimmt Dir in vielem das Denken ab, unmerklich und vor allen Dingen schleichend. Wie bei meinem PC: Jeder bekommt eine Menü-Auswahl serviert und kann wählen. Aber man bleibt auf den festgelegten Spuren.

Ich suche nach Wegen, statt auf die Spuren fixiert zu werden.

Lieber Onkel Günther, ich weiß, daß ich zu Dir offen reden darf. Ich bin sicher, Du nimmst mir das nicht übel. Ich freue mich darauf, Dich bald wiederzusehen. Es ist ja nicht so, daß ich Deine Gegenwart nicht ertragen könnte – ganz im Gegenteil –, nur zu lange Dein Leben zu teilen, das ist für mich nicht gesund.

Ich grüße Dich herzlich.

(Aus der Küche ruft mir Deine Schwester einen Gruß für Dich hoch!)

Dein Hans (Soldat)

P.S. Ich habe Dir doch von Bernhard Wenk erzählt, dem Kriegsdienstverweigerer aus dem Zweiten Weltkrieg. Es

ist schwierig, etwas über sein Leben in Erfahrung zu bringen, aber nun scheint der alte Kroll fündig geworden zu sein. Wenn Du Lust hast, schreibe ich Dir dazu mal etwas. Bernhard Wenk war so alt wie ich, als sie ihn geköpft haben. Würde er noch leben, wäre er so alt wie Du.«

7. Brief

»Simon Petrus aber, der ein Schwert bei sich hatte, zog es, schlug nach dem Diener des Hohenpriesters und hieb ihm das rechte Ohr ab; der Diener hieß Malchus. Da sagte Jesus zu Petrus: Steck das Schwert in die Scheide! Der Kelch, den mir mein Vater gegeben hat – soll ich ihn nicht trinken?«

Johannes 18,10f

»Lieber Opa, wie schon länger angekündigt und versprochen, will ich Dir heute einen Brief schreiben. Eigentlich ist das ja nicht meine Stärke. Ich schwätze halt lieber. Aber Du hast mich so freundlich ermahnt, den alten Mann nicht zu vergessen. Also bin ich ein braver Enkel! Also, alter Mann, das Neueste aus meiner Umgebung: Ich werde morgen meinen Zivildienst im städtischen Altersheim antreten (Schwein gehabt).

Dort werde ich wohl als Junge für alles eingesetzt werden. Mit der Heimleiterin habe ich neulich ein kurzes Gespräch gehabt. Sie will sich noch überlegen, wie sie mich einsetzen will. Klingt militärisch!

Dein Sohn sagte mir neulich beim Frühstück, Du hättest Dich mißbilligend über meine Verweigerung geäußert. Wenn alle das täten, stünden wir hilflos und wehrlos da. Wir bräuchten eine starke Armee, hast Du gesagt. Und

wenn wir nicht in die NATO eingebunden gewesen wären, hätte uns der Russe schon in den 50er oder 60er Jahren kassiert. Du hättest was von Prag 1968 erzählt und vom Mauerbau.

Ich muß sagen, alter Mann, das hat mich nicht sonderlich beeindruckt.

In unserer Zeit rennen die ja nicht mehr mit dem Degen durch die Gegend, sondern in den Waffenarsenalen türmen sich ganz andere Dinger. Wenn die erst mal losgehen, dann bleibt nirgendwo ein Stein auf dem anderen. Weder bei den Verteidigern noch bei den Angreifern.

Und dies Herumgerenne mit Orden, Trommeln und Zapfenstreichen ist sowieso neben der Kappe. Ich weiß, was Dich beeindruckt: Helm auf den Kopp und knappe Befehle. Wie beim Ballett, hast Du mal gesagt. Nur, wenn diese Puppen anfangen zu tanzen, dann Gnade uns Gott. Da habe ich einfach mehr Lust, etwas Nützliches zu tun, statt auf dem Kasernenhof zu stehen und mich anbrüllen zu lassen. Drei Monate lang das richtige Gehen, Stehen, Sitzen und Marschieren lernen – ich glaube, ich spinne.

Du hältst das für Drückebergerei? Ich nicht. Mein Job im Altenheim ist da anstrengender und sinnvoller. Ich kann Befehle nicht ab, weder im Friedens- noch im Verteidigungsfall.

Neulich habe ich mit jemandem aus der Bundeswehr diskutiert und ihn gefragt, was er denn machen würde, wenn ...

Weißt Du, was er geantwortet hat? Als einfacher Soldat käme er nie in die Situation, auf den berühmten roten Knopf drücken zu müssen. Er vertraue darauf, nicht schießen zu müssen. Und schließlich: Es ginge gar nicht um Krieg, sondern um die Abschreckung. Das sei eine wirkungsvolle Kriegsverhinderung.

Der Typ hatte wirklich mit dem Denken aufgehört.

Was soll denn eine Abschreckung, wenn die Mittel der Abschreckung nicht eingesetzt werden? Was ist denn das für eine Kinderlogik, die da sagt: April, April, wir können zwar, aber wir tun nicht. Wenn ich abschrecke, dann muß ich auch wirklich bereit sein zu töten. Alles andere macht keinen Sinn.

Ich will nicht in die Situation kommen müssen, andere Menschen, die ich nicht kenne, töten zu müssen.

Du warst im Krieg. Hast Du je darüber nachgedacht, wieviel DU konkret erschossen hast, mit DEINEM Gewehr, mit DEINER Flak?

Für wieviele bist Du der Todesengel gewesen? Das hört sich romantisch an, wenn die Alten von Bunkern und der Weite Rußlands reden, vom französischen Cognac und Weihnachten in der Etappe. Ich habe Fotos gesehen, auf denen Du schachspielend mit Uniform abgebildet bist. In diesen Bildern liegt viel philosophische Schwermut und wenig Blut.

Hier in der Stadt erinnern sie an Panzergeneräle.

Es seien Helden, die auf Schlachtfeldern gestorben seien. Nein, die sind geschlachtet worden, nachdem sie selber geschlachtet haben.

Daß in dieser Stadt einer gelebt hat, der sich vor den Nazis versteckt gehalten hat, um in der Wehrmacht nicht töten zu müssen, davon haben wir nichts erfahren – auch nicht in der Schule.

Ich weiß, ich weiß: Das kann ich alles locker schreiben. Wenn ich nicht zum Bund gehe, ist meine Strafe der verlängerte Ersatzdienst – mehr nicht. Dann ist alles ausgestanden. Im Krieg haben sie so Leute wie mich gehängt. Ich will diejenigen, die damals gelebt haben, auch nicht so einfach verurteilen. Was ich schlimm finde ist, daß jetzt

Geländespiele aus sechs Jahren Blut und Tränen gemacht werden. In manchen Erzählungen klingt das wie Abenteuerurlaub oder Survival in der Steppe. Wer überlegt wirklich, welche persönliche Schuld er auf sich geladen hat?

Und die ganz Klugen, die verabschieden sich aus dieser Geschichte. Sie wollen einen Strich ziehen, weil es jetzt um das bessere Deutschland geht oder sie erst nach dem Krieg geboren wurden. Ich glaube, niemand kann sich aus der Geschichte verabschieden. Nein, ein Moralapostel bin ich nicht. Aber ich mag diese Superklugen nicht, die für alles schnelle Antworten haben und eine Lösung, die es ihnen erlaubt, immer wieder die Nase in den richtigen Wind zu halten.

Wir wollen übrigens auf den Kriegsdienstverweigerer Bernhard Wenk, den sie im Krieg geköpft haben, aufmerksam machen. Wir wollen vor dem Haus, in dem er sich lange versteckt gehalten hat, einen Stand machen und ein selbstgebasteltes Erinnerungsschild aufhängen. Das Panzergeneralschild hängen wir bei dieser Gelegenheit vielleicht ganz zu. Mal sehen. Ich weiß, daß Du damit nicht einverstanden bist. Bockmüller, mein ehemaliger Geschichtslehrer, will auch dabei sein. Bei dem habe ich immer das Gefühl, im kleinen Kreis haut er auf die Pauke, aber wenn es drauf ankommt, dann kneift er. Er spricht dann von Sachzwängen: Er müsse auf Eltern Rücksicht nehmen, seine Verbeamtung stünde an, die Kollegen würden ihn schneiden und so weiter. Ich glaube, der hat einfach Schiß.

Mein Vater wollte bei der Aktion auch mitmachen, aber das habe ich ihm schnell ausgedet. Stell Dir vor, ich würde da neben ihm stehen. Der kann sich doch ein paar Sachen nicht verkneifen. Er war beleidigt, als ich gesagt

habe, er solle sich lieber um die Altherrenfriedensinitiative kümmern, hat es dann aber wohl akzeptiert.

Ist halt Dein Sohn!?

Rudi, der Kaplan, darf nicht mitmachen. Sein Vorgesetzter, der Herr Pastor, hat es ihm verboten. Er sei schließlich für alle da und solle sich nicht so »exponieren«. Ich kann sein Kleinbegeben schon verstehen, trotzdem nervt dies Kuschen.

So, jetzt habe ich keine Lust mehr, Dir zu schreiben. Wenn ich es mal einrichten kann, werde ich Dich besuchen und bringe auch eine Flasche Roten mit. Dann sprechen wir über die alten und neuen Tage. Vielleicht brechen wir ja einen richtig geilen Streit vom Zaum.

Ich hoffe, Du bist nicht sauer wegen dieses Briefes. Wenn doch, bringe ich zwei Flaschen Wein mit, dann geht das Begraben der Streitaxt besser. Einverstanden, alter Häuptling?

Dein Zwutsch
(Martin)

P.S. »Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühen?
Dort reift die Freiheit nicht, dort bleibt sie grün.
Was man auch baut – es werden stets Kasernen.«
Das ist aus einem Gedicht von Erich Kästner.
Es gibt Leute, die bauen sogar in ihrem Kopf Kasernen.«

8. Hamburger

*»Das Schönste an Tokyo ist McDonald's.
Das Schönste an Stockholm ist McDonald's.*

*Das Schönste an Florenz ist McDonald's.
Moskau und Peking haben noch nichts Schönes.*
Andy Warhol

Schwungvoll setzte Martin einen dicken Haken unter den Brief und nahm einen großen Schluck Cola aus dem Plastikbecher. Der Tisch war bedeckt mit Briefpapier, Kuverts, Einwickelpapier, Kunststoffschalen und Bechern. Braune und rote Flecken sprankelten die Platte. Dies Stillleben betrachtend, dachte Martin: Wenn Maja das sehen würde . . .

Martin saß in einer der gelbroten Burgerabfütterungsstellen. Martin hatte sein heutiges Mittagessen hier eingenommen und sich die Fertiggerichte mit einem Vanillepudding versüßt, der nicht mehr wie Kindheit geschmeckt hatte.

Nach einem Gang durch die Stadt, der ihn auch beim Altenheim vorbeigeführt hatte, war er allein hier gelandet. Aus der Tasche hatte er das Schreibzeug genommen und sich am Tresen das für ihn Übliche geholt. Zwischen Schreiben und Essen hatte er den Leuten, ihrem Kommen und Gehen, zugeschaut.

Martin mochte den Raum nicht, durchgestylt bis in den letzten Winkel. Alles war sehr sauber, sehr ordentlich, sehr klug durchdacht.

Es war praktisch für ihn, hier zu essen. Er wurde in Ruhe gelassen und konnte sich mit einem minimalen Aufwand an Kontakt seine Bedürfnisse befriedigen. Die Zeichen und Wegweisungen waren eindeutig und sogar für Ausländer entschlüsselbar. Jeder, der hier hereinkam, sah auf den zweiten Blick, wie er sich verhalten mußte, um satt zu werden oder seine Mundgefühle zu befriedigen. Keine notwendigen Fragen nach Speisekarte, freiem Tisch, kein

Warten und kein zögerliches »Haben Sie mich vergessen?«. Hier gab es niemanden, der nach seinen Wünschen fragte. Hier bin ich mein eigener Herr, dachte Martin. Hier bin ich für mich allein, unabhängig, unerreichbar.

Sein Blick ging hinüber zum Kinderkarussell und zu den drei Mädchen, die ihre Zähne in die weichen Brötchen schoben. Niemand schien von ihnen Notiz zu nehmen. Alle fanden sich frag- und wortlos zurecht. Ohne Begrüßung kam man. Ohne Verabschiedung ging man.

Morgen schon war die Touristin, die ihr Tablett an einen freien Tisch balancierte, in einer anderen Stadt und würde sich im gleichen Burgerrestaurant wieder zurechtfinden. Alles war bekannt und alles fremd.

Martin sammelte trotzig die letzten Krümel von seinem Zweiertisch und ließ sie sich in den Mund rieseln. Dann packte er den Müllberg auf sein Tablett und brachte es zur Ablage. Mit einem Nicken zu der Braunen an der Kasse verließ er den Laden. Der Brief knisterte in seiner Jackentasche.

Draußen standen zwei Frauen, die er aus seiner Schule kannte, und verteilten Flugblätter: »Das Hackfleisch-Imperium stoppen!«

Helga drückte Martin, ohne aufzusehen, ein Blatt in die Hand und schien froh, daß er es annahm. Als sie ihn doch anblickte, grinste sie und sagte: »Ach, Du warst in dem komischen Laden drinnen?«

»Ja, warum?« Martin spürte Angriffslust. Die Körnerfraktion war angetreten.

»Weißt Du eigentlich«, fragte Helga, »daß in den Ländern Mittel- und Südamerikas für das Rindfleisch, das hier verarbeitet und verabreicht wird, tropischer Regenwald abgeholzt wird?«

»Ja«, mischte sich Susanne ein, »in Costa Rica waren 1950 noch 72% des Landes mit Wald bedeckt. Jetzt ist es nur noch ein Viertel. Alle dreißig Minuten gehen 1.000 Hektar Regenwald unwiederbringlich verloren. In fünfzig Jahren ist alles futsch, wenn das so weitergeht. Und weißt Du auch, daß in vielen Ländern der armen Welt Futtermittel für unsere Fressereien produziert werden? Nur nach Bayern werden pro Jahr allein 300.000 Tonnen Soja importiert, so ein Mastbulle frißt pro Tag allein ein Kilo Soja-Schrott. Alles, damit wir gutes Fleisch und pappige Brötchen konsumieren können.«

In Martin rumorte es. Gleich würden sie ihm einen Vortrag über die geschäumten Verpackungen halten, deren Produktion die Ozonschicht der Erde belastete. Ein Gefühl von Unausweichlichkeit stellte sich ein. Sie hatten ja recht. Aber alles vermiesen, was gut tat?

Was kann man heute noch leben, ohne anderen die Lebensgrundlage zu entziehen?

Fast war es so, als hätte Helga seine Gedanken gehört. Sie trat auf ihn zu, Martin ging einen Schritt zurück.

»Wir zerstören durch unseren übermäßigen Konsum die Lebensgrundlage anderer. Auch Du, mit Deinen Hamburgern und Deiner Cola.«

»Die Kartoffeln waren deutsch«, versuchte Martin einen Scherz.

»Weißt Du eigentlich, was die Bulettenknechte und -mädge hier am Tag verdienen? Ich sag's Dir: Es sind unter zehn Mark. Oft sind sie noch nicht einmal sozialversichert. Alles legal, natürlich.«

»Und«, in Helgas Blick lag etwas Lauerndes, »Du solltest Dich mal damit auseinandersetzen, wie die amerikanischen multinationalen Lebensmittelkonzerne mit der Rüstungsindustrie verwoben sind. Du würdest Dein blaues

Wunder erleben. Du willst doch nicht zum Bund und hast verweigert. Verweigere denen lieber erst mal die Buletten!«

Martin sagte nichts mehr und war froh, als er mit einem schnellen Schritt zur Seite den beiden entkommen konnte. Ein ganzer Trupp Touristen zwängte sich durch die Eingangstür. Die beiden Frauen hatten Arbeit, ihre Flugblätter zu verteilen. Im Lokal steckten die meisten, nachdem sie einen Blick darauf geworfen hatten, die Zettel gleich in den Papierkorb. Sie deckten die roten Tablettts mit Schachteln, Plastikbechern und Papier. Aus weißem Plastik dampften die Hamburger. Die Touristen verteilten sich an leere Tische und fingen stumm ihr routiniertes Essen an. Zwischen kurzen Gesprächsfetzen knisterte Verpackung.

Martin steckte den Brief in den Postkasten. Die Klappe auf der anderen Seite schepperte.

Er blickte hoch und sah Hans.

9. Festnahme

»Nun ist es soweit. Sie haben Ihren Einberufungsbescheid. Bald müssen Sie zur Bundeswehr, so wie viele andere auch.

Sie verlassen Ihr Zuhause, Ihren Arbeitsplatz, Ihre gewohnte Umgebung . . . In dieser Zeit wird Ihr Leben ein wenig anders sein als bisher.

Wer eine gewisse Zeit dient, gewinnt ein anderes, tieferes Verhältnis zu seinen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten.«

»Gebrauchsanleitung zur Bundeswehr«, Informationsbroschüre des Bundesministers der Verteidigung

»Mit dem Herzen bin ich bei Euch!« Fast beschwörend hatte sich Kroll bei Maja und Bärbel entschuldigt, als diese die Fotos und Briefe bei ihm abholten. Kroll hatte in der Stadt Gespräche geführt, Kontakte geknüpft. Er hatte im Archiv nach Zeitungsausschnitten und Dokumenten gesucht, die Akten des Einwohnermeldeamtes studiert und sogar versucht, Kontakt mit Verwandten aufzunehmen. Nach entsprechenden Briefwechseln hatte sich eine Cousine von Bernhard Wenk gemeldet und ihm leihweise Briefe, Fotos und ein paar persönliche Erinnerungsstücke zur Verfügung gestellt.

Martins Vater hatte sich angeboten, einiges der Materialien auf dem Schulkopierer heimlich zu vergrößern. Martins Mutter wollte in ihrem Fotolabor die Bildvorlagen bearbeiten und ebenfalls, soweit die Qualität es noch zuließ, vergrößern.

Kroll hatte gemeint, er sei für solche Aktivitäten zu alt geworden. Er könne nicht mehr demonstrieren. Das habe er nie gelernt. In seinem Alter stelle man sich mit jungen Leuten auch nicht mehr auf die Straße. Er lief Gefahr, sich lächerlich zu machen. Davor habe er zwar keine Angst. Aber er kenne viele in dieser Stadt, und mit denen müsse er sein Auskommen haben. Über Biologie ließe sich mit ihnen trefflich reden, aber über die Vergangenheit? »Vergessen!« hatte ihm die pensionierte Stadtarchivarin zugerufen, als er sie zufällig im Keller des Rathauses traf. »Es gibt Wichtigeres, Herr Kroll. Wir wissen so wenig vom Mittelalter. Für die jüngste Vergangenheit haben wir gebüßt. Vergessen Sie es, Herr Kroll!«

Martin konnte an den Vorbereitungen nicht teilnehmen. Er arbeitete seit einiger Zeit im Altenheim und mußte dort Schichtdienst machen. Das belastete ihn nicht sonderlich.

Mehr Mühe hatte er, sich mit dem Umgangston und der Pflegeroutine zurechtzufinden.

Hans hatte mit fieberndem Interesse das Material über den Wehrdienstverweigerer studiert und Vorschläge für den Stand, der Freitag nachmittag vor dem Haus Nr. 50 in der Liebermannstraße aufgestellt werden sollte, gemacht.

Bockmüller hatte sich sofort Kopien von den Briefen gefertigt, um sie im Geschichtsunterricht zu verwenden. »Das ist ein Jäger und Sammler«, hatte Martin abschätzig zu Hans gesagt, »der sammelt alles, und im Unterricht geht er doch nur nach seinem Lehrbuch vor und garniert es mit ein paar persönlichen Anmerkungen.«

Bockmüller wollte eigentlich auch am Informationsstand stehen, aber dann hatte er eine leichte Nierenkolik bekommen und ließ sich entschuldigen.

Andreas, Thomas, Margret und die alte Frau Sievers wollten zusammen mit Maja und Hans den ganzen Nachmittag in der Liebermannstraße sein.

Jetzt war Freitag mittag. Hans hatte die Genehmigung für den Stand beim städtischen Ordnungsamt abgeholt – sein Vater hatte ihn dabei zögernd unterstützt –, und Jens bugsierte den kleinen LKW von Teerkamp vorsichtig in die Straße hinein. Auf dem Beifahrersitz paßte Maja auf, daß er nicht gegen die Häuser fuhr.

»Links, links, weiter nach links, Mensch . . . Ja, so ist gut, jetzt geradeziehen . . .« Sie lehnte weit aus dem Fenster und gab Anweisungen. Jens standen Schweißperlen auf dem Gesicht, obwohl es draußen dezemberkalt war. Es war Bilderbuchwetter, stahlblauer Himmel, und die niedrig stehende Sonne vergoldete die Gassen der Stadt. Immer noch war kein Schnee gefallen, und in den Einkaufsstraßen bereitete sich alles auf Weihnachten vor.

Plastiksterne hingen an grünen Fäden zwischen den Geschäften, rote Weihnachtsmänner mit synthetischer Wolle wanderten durch die Fußgängerzone und verteilten Gutscheine für Kaffee und Punsch im großen Kaufhaus.

Überall »Süßer die Glocken . . .« und über allem der Duft von Bratwürstchen und gebrannten Mandeln. Es wehte herüber vom Markuskirchplatz, auf dem ein Weihnachtsmarkt aufgebaut worden war. Die Stadt war verkommen zum weihnachtlichen Disneyland.

Jens hatte den LKW – Teerkamp wußte nichts von der »Ausleihe« – bis vor das Haus Nr. 50 rangiert und war dann aus dem Führerhaus gesprungen.

»Na, bin ich nicht gefahren wie ein junger Gott?« strahlte er Maja an, die ihm anerkennend auf den Rücken klopfte. »Für einen Bierkutscher hast Du das ganz ordentlich gemacht.«

Bärbel und Hans waren schon da und halfen den beiden, die Ladefläche zu leeren.

Zuerst wurde ein Tapetentisch aufgeklappt. Dann zwei Stellwände aufgebaut, die Rudi im Keller des Pfarrhauses gefunden hatte.

Auf dem Tisch rollten sie eine weiße Papiertischdecke aus, Thermoskannen mit heißem Tee und Tassen wurden plaziert, in einer großen Schale lagen Kekse. Verschiedene Flugblätter zur Kriegsdienstverweigerung, ein paar Bücher aus der Buchhandlung, die Frau Sievers besorgt hatte, wurden fächerförmig gruppiert. Sie hatte die Literatur mit der Auflage bekommen, daß an dem Stand auch etwas davon zum Kauf angeboten würde.

Auf die Stellwände, die sicherheitshalber gegen die Hauswand gelehnt wurden, pinnten Maja und Hans die Fotos von Bernhard Wenk. Ausschnitte aus Briefen und eine Kopie des Urteils wurden mit Heftzwecken befestigt.

Zettel mit Stichworten zu seinem Leben und Sterben lagen bereit, damit sie an Passanten verteilt werden könnten.

Über allem hing ein großes Transparent: »Kennen Sie Bernhard Wenk?«

Darunter ein kleineres: »Kriegsdienstverweigerer hingerichtet!«

Unter den Tisch legte Maja ein Pappschild, das im Lauf des Nachmittags am Haus aufgehängt werden sollte. Dazu hatte man die Redaktion der Lokalzeitung in der Hoffnung eingeladen, daß auch ein Pressefotograf die Szene aufnehmen würde.

Jens fuhr mit dem Lastwagen wieder ab und grinste den Zurückbleibenden »Gut Holz!« zu. Er hatte keine Lust, sich an der Aktion zu beteiligen, hatte Martin und Maja aber gern den Gefallen getan. Wenn Teerkamp dahinterkommen würde, stünde Ärger an.

Die Menschen hasteten durch die Liebermannstraße.

Schwer bepackt mit Geschenktüten und -kartons, meistens mit verkanteten Gesichtern, nahmen sie kaum Notiz von der Gruppe und den Plakaten. Einige wichen auf die gegenüberliegende Straßenseite aus, so als ob sie Angst hätten, angesprochen zu werden. Andere vertieften sich betont ins Gespräch und gingen vorbei.

Ab und zu blieb jemand stehen, oft mit sicherem Abstand, und las auf der Stellwand. Maja, Hans, Frau Sievers oder jemand anders versuchten dann, ein Gespräch anzufangen. Dabei drückten sie den Interessenten ein Informationsblatt über Bernhard Wenk in die Hand.

»Warum machen Sie das?« fragte ein älterer Herr, der am Stand stehengeblieben war.

»Wir wollen an Bernhard Wenk erinnern, an den sich in dieser Stadt sonst kaum jemand erinnert. Er hat den

Kriegsdienst verweigert und ist dafür geköpft worden. Sehen Sie«, Maja wies auf die Kopien, »dort stehen einige seiner Gründe. Vielleicht möchten Sie einmal lesen.«

Der ältere Herr las halblaut vor:

»Liebe Mama, lieber Papa, jetzt sitze ich seit Wochen hier im Gefängnis. Es kann nicht mehr lange dauern, bis ich meinen letzten Gang zu gehen habe. Glaubt nicht, ich sei furchtlos und ohne Angst. Nein, ich fürchte mich vor der Stunde und habe Sehnsucht nach Euch und meiner kleinen Schwester. Was ich aber getan habe, das habe ich recht getan. Ich darf Gott nicht weniger gehorchen als den Menschen. Gott aber hat gesagt: »Du sollst nicht töten!«. Er sagt auch, ich solle meine Feinde lieben, wie ich mich selbst liebe. Deswegen kann ich nicht zum Gewehr greifen und bin untröstlich, Euch diesen Kummer zu machen und die Schande zu bereiten. Aber es ist meine Bestimmung, so zu leben, und wohl auch, so zu sterben. Ich werde unter diesen Umständen gut behandelt und habe unter den Wärtern hier fast Freunde gefunden. Sie berichten mir von der Front und daß die Wehrmacht überall siegreich im Vormarsch ist . . .

Ich danke Euch . . .«

Hier riß der Ausschnitt des Briefes ab. Der Leser wiegte den Kopf.

»Sicher ein mutiger junger Mann. Aber so konnte doch damals nicht jeder handeln. Man hatte Familie. Man hatte einen Beruf. Man hatte Verpflichtungen. Und wenn der Feind uns überrollt hätte? Die Nazis haben ja mit jedem kurzen Prozeß gemacht. Das beweist Ihr Beispiel. Ja, Sie haben es heute viel besser. Wer nicht zur Bundeswehr gehen will, der meldet sich einfach brieflich ab und macht dann einen Ersatzdienst. Dafür muß heute niemand mehr ins Gefängnis.«

»Nein, dafür nicht!« Hans hatte sich zu den beiden gestellt. »Dafür muß heute niemand ins Gefängnis. Ich aber kenne eine Reihe von jungen Männern, die weder zur Bundeswehr noch zum Zivildienst gehen, weil es ihnen ihr Gewissen verbietet. Sie verweigern sich total. Dafür muß man auch heute noch ins Gefängnis.«

»Das ist ja auch ungesetzlich«, empörte sich der ältere Mann. »Jeder muß heute seinen staatsbürgerlichen Pflichten nachkommen. Ich muß meine Steuern zahlen, mich an die Straßenverkehrsordnung halten und darf mir auch nicht mein eigenes Gesetz zusammenschreiben, wenn mir das nicht gefällt. Jeder muß sich, schon aus Gerechtigkeitsgründen, an die Gesetze halten.«

»Und wenn es Gesetze sind, die das Töten befehlen?«

»Solche Gesetze, junger Freund, solche Gesetze gibt es nicht. Unsere Armee dient der Verteidigung unseres Landes. Wenn ich angegriffen werde, dann darf ich mich auch verteidigen.«

»Im Kriegsfall werden Menschen sterben, sie heißen Freund oder Feind. Es sind Menschen. Es ist unwichtig, wer den Krieg begonnen hat. Im Atomkrieg, der uns glücken wird, im Atomkrieg sind alle in der gleichen Todes-situation. Dagegen muß man sich wehren und zwar zeitig.« Hans blieb ruhig.

Maja wies mit der Hand zu den Fotos: »Für ihn war es zu spät.«

»Ach«, meinte der ältere Herr und wandte sich zum Gehen, »die Zeiten kann man nicht miteinander vergleichen. Sie haben es heute einfach, so einfach.«

»So einfach habe ich es heute, so einfach«, echote es in Hans, und er sah dem Mann nach. Versammelt um die Teekannen standen andere und unterhielten sich über die gemeinsame Zeit auf dem Gymnasium. Bärbel und Hans

versuchten, Informationszettel an die Vorbeihastenden zu verteilen. Viele lehnten ab, einige nahmen sie freundlich entgegen. Andere vollführten mit ihren Taschen wahre Balanceakte, um sie in die Manteltaschen stecken zu können.

»Was einmal in der Tasche ist, das wird auch mitgenommen und Zuhause gelesen.« – »Oder wandert in die Waschmaschine«, meinte Maja mit einem Anflug von Resignation.

Es war kalt. Der Wind schnitt in die Gesichter. Maja hatte Sehnsucht nach einer heißen Tasse Schokolade im nahen Cafe. Aber sie wollte durchhalten und sich nicht wie Bärbel ablösen lassen, die noch für eine Klausur arbeiten mußte. Hans stand vor einem Rekruten, der seit drei Monaten in der Garnison der Stadt seinen Dienst versah.

»Grundlage des Wehr- und auch des Zivildienstes ist die allgemeine Wehrpflicht. 1956 ist diese Pflicht gegen den Willen der Bevölkerung eingeführt worden. Damals hieß es noch »Nie wieder Krieg«, und das war gleichbedeutend mit »Nie wieder Aufrüstung«. Die Wehrpflicht, und damit auch der Ersatzdienst, ist ein undemokratischer Zwangsdienst. Durch die Verweigerung dieses Dienstes nach Art. 4(3) unsres Grundgesetzes stelle ich diesen Zwangsdienst aber nicht in Frage. Ich toleriere ihn sogar, ja, ich legitimiere ihn mit. Totalverweigerer, und so einer bin ich auch, sind der Meinung, daß erst die vollkommene Abschaffung der Wehrpflicht das Menschenrecht auf Kriegsdienstverweigerung wirklich garantieren kann.«

Der Rekrut vor Hans schaute unbeholfen und verlegen. Hans ließ sich nicht beirren.

»Du brauchst sicher nicht meine Argumente zu teilen, aber vielleicht können wir uns darauf verständigen, daß Totalverweigerer radikal ernst machen mit dem gewalt-

freien Engagement. Für ihre Überzeugung gehen sie ein hohes Risiko ein. Sie bleiben ihrem Gewissen treu. Und uns, die Totalverweigerer, trifft die staatliche Unterdrückung besonders hart. Wir gehen in der Regel dafür nämlich ins Gefängnis oder werden mit Gefängnis bedroht!«

Nach dieser Rede atmete Hans durch und schaute ins Gesicht des Soldaten. Der hatte zwar zugehört, aber Verständnislosigkeit stand in seinen Augen. Dann rückte er sein Barrett gerade und fragte vorsichtig: »Dafür gehst Du in den Knast?«

Hans zuckte mit den Schultern und merkte, daß er den Rekruten mit seiner Rede nicht erreicht hatte. Unter einem Vorwand verabschiedete er sich. Hans überlegte, was er wohl falsch gemacht haben mochte. Er lief einige Schritte hinter ihm her, wollte ihn zur Gruppe nach St. Markus einladen. Der Soldat drehte sich aber nicht mehr um, und Hans traute sich nicht, ihn noch einmal anzusprechen.

»Na, Märtyrer, wieder jemanden überzeugt?« Martin stand neben ihm. Er hatte eine halbe Stunde Pause und war schnell vom Altenpflegeheim herübergekommen. Martin war auffällig blaß, und Maja sprach ihn darauf an.

»Ach, mir fehlt die Sommersonne mit Dir.« Dann, ernsthaft: »Es riecht schon nach Schnee.« Martin trank einen Tee und schnalzte anerkennend: »Ihr habt ja gute Vorbereitungsarbeit geleistet.«

Plötzlich standen eine Frau und ein Mann mit umgehängter Fototasche vor dem Stand. Die Frau stellte sich als Lokalredakteurin vor. Der Mann machte einige Bilder vom Stand, von den Fotos und den Briefauszügen. Hans, Maja und Bärbel informierten die Frau.

Maja schlug vor, jetzt das Schild am Haus Nr. 50 anzubringen. Ein Bild davon käme dann sicher in die Zeitung.

Sie zogen die Stehleiter unter dem Tisch hervor. Martin und Maja kletterten an beiden Seiten hoch, das Pappschild, mit Folie überzogen, zwischen sich. Mit Teppichklebeband hefteten sie es an die Hauswand. Jetzt war zu lesen:

»Nicht nur Panzergeneräle . . .

In diesem Haus versteckte sich Bernhard Wenk drei Monate lang. Er wollte nicht in den Krieg ziehen.

Er war nicht zum Töten, sondern zum Leben geboren.

Verhaftet wurde er 1940, hingerichtet wurde er 1941 durch das Fallbeil.

Er darf nicht vergessen werden.«

Der Fotograf schoß noch Bilder und verabschiedete sich schnell. Er hatte noch andere Termine.

Auf der Straße waren Passanten stehengeblieben und hatten der Aktion zugeschaut. Diskussionen begannen.

Aus der Kneipe schräg gegenüber schauten Männer heraus.

Der Wirt erschien groß und stämmig in der Tür.

»He, dürft Ihr das überhaupt?«

Keiner kümmerte sich um ihn.

Gemächlich kam er auf den Stand zugeschritten, hinter sich einige seiner Gäste. Martin erkannte auch Max, der ihm den Vogel zeigte.

Der Wirt las den Text kurz und sagte in befehlendem Ton:

»Macht das Schild wieder ab. Das ist nicht sonderlich verkaufsfördernd.«

»Soll es ja wohl auch nicht sein«, entgegnete Maja schnippisch.

»Ihr verhandelt mit Eurem Stand die ganze Straße. Die

Leute wollen in Ruhe ihren Weihnachtseinkauf machen. Wie wäre es, wenn Ihr ihn einfach abbauen würdet?« forderte der Wirt lauernd.

Er zog die Lippen breit, faßte mit seiner fleischigen Hand den Tisch, klappte eine Seite kurz hoch und ließ sie wieder herunterfallen. Einige Flugblätter flatterten durch die Straße.

»Oh, tut mir leid.« Die hinter ihm Stehenden lachten. Von den Passanten nahm keiner Notiz, die Frau von der Zeitung war verschwunden. Die kleinen Diskussionsgruppen hatten sich plötzlich aufgelöst oder sich in weitere Entfernung von der Szene begeben.

In größerem Abstand sah Hans jetzt Susanne, die ehemalige Kollegin aus der Bank. Neben ihr stand Bockmüller. Hans winkte zu beiden herüber, aber sie kamen nicht zum Tisch. Martin hatte sich neben Maja gestellt. Hans hielt dem Wirt die Verfügung des Ordnungsamtes unter die Nase und sagte: »Alles in Ordnung.«

Der wischte den Zettel weg und sagte drohend: »Packt das Zeugs hier ein und haut ab. Ich rate es Euch im Guten. Ihr macht nur Ärger, und von dem, was Ihr hier verkündet, will doch keiner was wissen.« Max feixte.

Hans spürte die Wut und die Angst in seinem Körper.

Er versuchte, nach außen hin ruhig zu bleiben, und merkte, daß auch Martin und Maja zitterten. Andreas sammelte die verdreckten Flugblätter auf.

Jetzt drückte der Wirt den Tapetentisch gegen die Stellwände und war im Begriff, auf die Leiter zu steigen, wohl in der Absicht, das Schild abzureißen.

Frau Sievers trat einige Schritte zurück.

Plötzlich stand Bockmüller neben der Leiter und sagte mit fester Stimme: »Jetzt ist Schluß, Bruno. Dieser Stand wurde ordnungsgemäß angemeldet und darf hier noch

eine Stunde stehen. Und wenn Du Ärger machen willst, dann müssen wir«, er sagte sehr betont »wir«, »dann müssen wir die Polizei rufen.«

Bockmüller packte Wirt Bruno ans Bein, als dieser schon drei Stufen hinaufgestiegen war. Oben stand der dicke Wirt, unten Bockmüller, dem man Angst und Energie zugleich anmerkte.

Ein Aufschrei. Bockmüller lag vor der Leiter.

Jemand hatte ihm von hinten in die Kniekehlen getreten. Er war sofort wieder auf den Beinen, rieb sich das schmerzende Knie, konnte aber nicht ausmachen, wer ihn getreten hatte.

»Etwas wacklig auf den Beinen, der Herr Studienrat«, lachte der Wirt, stieg aber, ohne das Schild abzureißen, wieder von der Leiter.

Er beachtete Bockmüller nicht mehr und schaute die anderen abschätzig an: »Also gut, eine Stunde gebe ich Euch noch. Dann könnt ihr Euch verdüsen. Wenn Ihr noch mal so merkwürdige Stände machen wollt, geht ein paar Straßen weiter. So was vergault mir nur die Gäste, die bei mir in Ruhe ein Bier trinken wollen. Wir sind hier nämlich kein Wohltätigkeitsverein.«

Er stieß noch mal geringschätzig gegen den Tapetentisch, der gefährlich zitterte, und ging, die lachenden Gäste hinter sich, in den Schankraum zurück. Nach wenigen Sekunden tauchte Max wieder im Rahmen auf und hob die Hand zum Hitlergruß. Dann wurde die Tür geschlossen.

Der Auflauf vor dem Stand hatte sich aufgelöst. Maja, mit steiler Falte im Gesicht, kümmerte sich um Bockmüller, der noch immer schmerzverzerrt sein Bein rieb. Gleichzeitig erkannte man seinen Stolz über die Verteidigungsrede.

»Wie '68, was?« Martin konnte sich milden Spott nicht verbeißen. Ein wenig Hochachtung für Bockmüller und Überraschung lagen ebenfalls in seiner Bemerkung.

»Und das alles mit akuter Kollik . . .« Maja schüttelte lachend den Kopf.

Neben ihrer Erleichterung spürten alle Wut und Erschütterung. Auf diesen Zwischenfall waren sie nicht vorbereitet gewesen. Die Blicke gingen immer wieder hinüber zur Kneipe.

Susanne war in der Zwischenzeit zum Pfarrhaus gelaufen, um dort nach Rudi Ausschau zu halten. Der aber war mit einer Meßdienergruppe unterwegs und nicht zu erreichen. Die Sekretärin wollte ihn in die Liebermannstraße schicken, sobald er zurück sei.

Alle standen am Stand und tranken den Rest des Schwarzen Tees. Bockmüller spendierte ein paar heiße Würstchen: »Bockwürste« – wie er lachend sagte. Aus der Kneipe schien keine Gefahr mehr zu drohen, nur ab und zu bewegten sich die Gardinen noch.

»Wir bleiben hier bis zum Schluß!« Zettel zu verteilen hatte im Moment keiner mehr Lust.

Martin hatte seine Pause weit überzogen und wollte sich gerade zum Gehen wenden, als er aus der Seitenstraße einen Bundeswehrjeep in die Liebermannstraße einbiegen sah.

»Was ist denn hier los, unangemeldeter Besuch oder Weihnachtseinkauf für den Kommandeur?«

Alle schauten dem Jeep neugierig entgegen, dahinter fuhr ein roter Kombi.

»Aber das ist ja das Auto meines Vaters«, wunderte sich Hans.

Neben dem Stand stoppte der Jeep. Zwei Soldaten mit weißen Binden stiegen aus und gingen auf die Teetrinker zu. Feldjäger.

Sie bewegten sich mit ruhigen Schritten. Das rote Auto wurde ebenfalls gestoppt. Hans' Vater kam mit offenem Mantel und aufgeregt gestikulierend hinter den Soldaten her.

Die Feldjäger blieben vor dem Stand stehen: »Wer von Ihnen ist Hans Werner Kasper?« Unruhe machte sich in der Gruppe breit, alle schauten Hans an, als dieser vortrat und sagte: »Ich.«

»Soldat Kasper, wir haben Befehl, Sie der Truppe zuzuführen. Sie haben Ihrer Einberufung nicht Folge geleistet.«

»Ich bin kein Soldat und will auch keiner sein.«

Geschäftsmäßig antwortete einer der Feldjäger: »Gemäß Paragraph 9 Satz 1 des Soldatengesetzes sind Sie Soldat. Das konnten Sie dem Einberufungsbescheid entnehmen. Dort war auch der Zeitpunkt Ihrer Einrückung in die Kaserne angegeben. Wir bitten Sie, uns zu folgen.«

Beide Feldjäger schauten auf Hans, dann auf die Gruppe.

Es war so, als ob sich etwas Unerhörtes ereignen sollte. Einer der beiden stellte sich neben Hans, als wolle er eine Flucht verhindern. Es war still am Stand, Martin stockte der Atem. Maja faßte Hans an der Hand.

Bockmüller faßte sich als erster: »Soll er sofort mitkommen?«

Die Feldjäger nickten, und Hans' Vater sagte aufgeregt zu seinem Sohn: »Sie waren bei uns zu Hause und wollten Dich abholen. Ich mußte Ihnen sagen, daß Du hier bist, Deine Mutter ist fast ...« Es lag Entschuldigendes in seiner Stimme.

»Kommen Sie jetzt bitte mit!« Die Feldjäger drängten.

An Flucht dachte Hans nicht. Er hatte sich immer vorgenommen, sich nur dem Zwang zu stellen. Er wollte keine

tätlichen Auseinandersetzungen, hatte für Untergrundüberlegungen nichts übrig.

»Was werden Sie tun, wenn ich hier stehenbleibe?«

»Bitte machen Sie uns keinen Ärger, dann müßten wir Gewalt anwenden, eventuell die Polizei um Verstärkung bitten. Das Ergebnis wäre immer dasselbe. Sie müßten in die Kaserne. Das ist Ihre Pflicht.«

»Kann ich von zu Hause noch einige Sachen mitnehmen?« Die Feldjäger zögerten zunächst, willigten dann ein. Hans machte Anstalten, ins Auto seines Vaters zu steigen.

»Nein, Sie fahren mit uns!«

Hans drückte sich auf den Rücksitz des Jeeps und vergaß in der Aufregung, sich von seinen Freunden zu verabschieden. Aus dem Fenster schauend, sah er, daß sein Vater zum roten Kombi lief und versuchte, in der schmalen Liebermannstraße zu wenden.

Es klopfte am Seitenfenster. Rudi stand neben dem Fahrzeug.

»Was ist los, sie haben mir gesagt, ich solle schnell zum Stand kommen, und Du im Bundeswehrjeep ...«

»... Ach, das ist jetzt Schnee von gestern, Rudi. Laß Dir von den anderen erzählen. Die holen mich hier zum Bund.«

»Schon wieder ein Taxi.« Über Martins Witzversuch konnte niemand lachen.

Der Jeep ruckelte an. Hans drehte noch einmal um.

Der Wagen bog aus der Liebermannstraße ab und fuhr in Richtung Sternstraße, vorbei am Cinema. Hans spürte, daß die entscheidende Phase und Prüfung für seinen Entschluß gekommen war. Die beiden Feldjäger schwiegen. Der Fahrer konzentrierte sich auf den dichter werdenden Verkehr der Vorweihnachtszeit. Beide saßen vorn.

»Eine Sicherungsmaßnahme«, dachte Hans, »aber ich

werde nicht fliehen. Ich stelle mich. Sie bekommen mich nicht dahin, wohin sie mich haben wollen.«

Der Wagen roch nach Manöver, verschwitztem Leder, nach Fett. Es war der Geruch, den er als Kind so liebte. Immer, wenn irgendwo Soldaten waren, ging er dem Geruch nach, sog ihn ein. Er hatte jetzt Fremdes und gleichzeitig Vertrauenerweckendes, fast väterlich Behütendes. Er beruhigte und beunruhigte. Kinderbilder tauchten vor ihm auf, dann das Mädchen am Teich, Majas Gesicht. Von ihr hatte er sich in der Aufregung nicht mehr verabschiedet. Ihr Gesicht hing in seinem Kopf fest.

Er mochte Maja, ihre Konstanz und Klugheit, schaute gern ihren Bewegungen zu, der Leichtigkeit ihrer Schritte, der Schwere des Gesichts und ihrer Selbstsicherheit.

Maja hatte ihn in den letzten Monaten nie gefragt, warum er es sich so schwermachen würde. Sie hatte seine Entscheidung wortlos akzeptiert. Die Art ihres Umgangs gab ihm Festigkeit und Zuversicht. Durch ihre Anwesenheit half sie ihm denken. Ihr Schweigen war beredt. Sie schlug ihn nicht mit Räten.

Der Bundeswehrwagen fuhr an seiner ehemaligen Bank vorbei. Hinter den Scheiben sah Hans einige Kollegen, die Kunden bedienten. Nach wenigen Minuten hielten sie vor dem Haus in der Sternstraße. Der rote Kombi stand schon vor der Garage.

Die Feldjäger stiegen aus und warteten, bis Hans auf dem Bürgersteig stand.

Bei Schniers war es dunkel.

Zu dritt gingen sie auf die offene Haustür zu.

»Während der vorbereitenden Diskussionen über den Entwurf des Grundgesetzes sprach der spätere Bundespräsident Theodor Heuß von einem ›Massenverschleiß des Gewissens, falls das Kriegsdienstverweigerungsrecht in der Verfassung verankert würde. Im Hauptausschuß des Parlamentarischen Rates entgegnete der SPD-Abgeordnete Eberhard: ›Sie sprachen von dem Massenverschleiß des Gewissens, den Sie befürchten. Ich glaube, wir haben hinter uns einen Massenschlaf des Gewissens. In diesem Massenschlaf des Gewissens haben die Menschen zu Millionen gesagt: Befehl ist Befehl, und haben getötet. Dieser Absatz kann eine große pädagogische Wirkung haben, und wir hoffen, er wird sie haben (. . .) Darum glaube ich, gerade in dieser Situation nach dem Krieg und nach dem totalitären System, wo wir Schluß machen müssen mit der Auffassung ›Befehl ist Befehl‹ – wenn wir nämlich Demokratie aufbauen wollen –, ist dieser Satz angebracht.«

Nach Albert Kröll, Kriegsdienstverweigerung. Das unbequeme Grundrecht, Frankfurt 1980

Stumm und atemlos waren die anderen zurückgeblieben. Es dauerte etwas, bis Martin zu seiner Sprache zurückgefunden hatte: »So ein großes Stück Scheiße!«

Rudi war sofort zurück zum Pfarrhaus gelaufen, um sich mit Hans' Eltern in Verbindung zu setzen. Er wollte in Erfahrung bringen, wohin die Feldjäger Hans bringen würden.

Andreas war empört. Am ganzen Körper zitternd, rief er: »Das ist ja genauso wie bei den Nazis. Zack, zack in den Wagen und zack, zack weggefahren. Einfach kassiert.«

Andreas stellte sich mitten auf die Straße und rief: »Sieg-
heil«.

»Idiot!« zischte Maja. »Mach die Sache doch nicht schlim-
mer, als sie ohnehin ist. Du verhältst Dich ja wie der Typ
aus der Kneipe.«

Sie grübelte, was jetzt zu tun sei, wie man Hans helfen
könne. Aber Maja fiel nichts ein. Sie war ratlos wie lange
nicht mehr.

Jens kam mit dem Fahrrad die Straße herunter und machte
ein belämmertes Gesicht.

»Teerkamp hat mich erwischt und ausgequetscht wie
eine Zitrone. Jetzt soll ich Kilometer- und Spritgeld be-
zahlen. Viel hat nicht gefehlt, und er hätte mich rausge-
schmissen.«

»Was jetzt?« Martin starrte auf Stellwände, Tapetentisch
und Materialien.

Maja schüttelte sich und meinte, man müsse alles auf den
Schultern ins Gemeindehaus tragen. Dort sei im Keller be-
stimmt Platz, um es für einige Tage zu lagern.

Martin bekam einen Schreck, als er die Kirchturmuh-
r schlagen hörte: »Oh, ich muß zum Altenheim. Ich bin
dort seit einer Stunde überfällig.«

»Hau ab!« sagte Jens. »Ich packe hier mit an. Wir schaf-
fen das schon allein.«

Martin trabte in Richtung Altenheim.

Unterwegs kamen ihm immer wieder Bilder in den Kopf:
Der Jeep fährt vor, die Feldjäger steigen aus. Dahinter der
rote Kombi und das aufgeregte Gesicht des Vaters. Bruno,
der Wirt, der auf der Leiter steht und das Pappschild
abreißen will. Die Passanten, die neugierig und stumm
stehenbleiben. Dann weitergehen. Über allem der Geruch
von Weihnachten.

Ach, Weihnachten, dachte er verächtlich. Das Plastikfest

mit verlogenen Marzipangeschenken, Zeit des großen
Geldes und der Gutscheine, Verpackungsorgie, Friedens-
und Putenfest. Er dachte an Herodes, der im ganzen Land
nach Jesus gesucht hatte, weil ihm dieser gefährlich wer-
den könnte. Viele mußten dafür sterben.

Wer wird heute wem gefährlich und muß dafür sterben?
Mit wessen Sterben wird gedroht? Wer hat soviel Angst
vor dem eigenen Tod, daß er bereit ist, den Tod vieler in
Kauf zu nehmen?

»Ich drohe Dir Deinen Tod an, damit ich weiterleben
kann«, dachte er grimmig. »Ich zwingen Dich dazu, ande-
ren den Tod zu verkünden, damit ich leben kann – und
Du auch: diese Todesengel, die kurz vor dem Kuß inne-
halten und von eigener Liebesfähigkeit sprechen.«

Martin dachte an die große Waffenschau, die im Früh-
jahr auf dem Kasernengelände gezeigt worden war. Kin-
der turnten auf den Panzern und Geschützen herum.
Damals schwebte Vernichtung unter der Sonne, und nie-
mand schien sie wahrzunehmen. Die Faszination der Zer-
störung trägt ein ehrenhaftes Kleid, dachte Martin.

Er rannte jetzt und spürte die Wut, die durch seinen Kör-
per lief. Im Altenheim würde er Ärger bekommen. Dies
schien ihm unbedeutend angesichts des Ärgers, den er am
Nachmittag erlebt hatte.

Er drückte die äußere Tür des großen Gebäudes auf.
Dann mußte er warten.

Erst wenn sich die äußere Tür geschlossen hatte, konnte er
in der Schleuse auf einen Knopf drücken, und mit kurzer
Verzögerung wurde die innere Tür freigegeben. Für diesen
Moment fühlte er sich gefangen in einem Käfig, der von
außen zu öffnen, von innen aber nicht zu verlassen war.
Er wollte die Treppe zur zweiten Station hochspringen,
als er ein kurzes »Herr Broschek!« der Heimleiterin

hörte. Martin drehte sich um und ging in das erleuchtete Zimmer.

Frau Mahrman war eine Frau in den vierziger Jahren und hatte früher Sozialarbeit studiert. Nachdem sie lange als Krankenhausfürsorgerin gearbeitet hatte, wurde ihr vor zwei Jahren die Leitung des Altenheims angetragen. Sie war eine schlanke, modisch gekleidete Frau mit energischen Händen. »Sie ist kalt«, dachte Martin, als er vor ihrem Schreibtisch stand.

»Herr Broschek, so können . . .«

»Ich weiß, ich habe mich über eine Stunde verspätet. Es tut mir leid, es soll nicht wieder vorkommen. Soll ich jetzt auf die Station gehen? Guten Abend.«

Martin war schon fast wieder an der Tür. Er mochte die Frau nicht. Sie organisierte hier das Altenleben und tat es gekonnt von ihrem Schreibtisch aus. Sie verwaltete den Mangel an Personal, den Mangel an Lebensraum und den Mangel an Gefühl. Hier gab es nichts Überflüssiges, keinen Überfluß. Die Brotscheiben auf den Tischen waren gezählt, die Marmelade in den Döschen abgepackt. Sicher, wer Nachschlag haben wollte, bekam Nachschlag.

Es war ein ständiges Zuteilen und Abzählen. Der Weg von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett schien genormt. Die Spaziergänge der alten Menschen verliefen wie ewige Warteschleifen. Martin wußte oft nicht, zu welchem Ziel die Menschen in ihrer Ruhelosigkeit wollten. Zehn-, zwanzigmal gingen sie an ihm vorbei, als suchten sie. Er traf sie auf der Bank im Hof, immer mit den gleichen Bewegungen, immer auf dem gleichen Platz, immer mit dem gleichen Gesicht.

So wie die alten Menschen lebten, so arbeiteten alle hier im Altenheim. Die Vorzeichnung des Lebens, des Lebens-

abends und des nahenden Todes hatte Lähmendes. Die darin wohnende Erschütterung schien niemand wahrzunehmen. Martin war klar, daß sein Zeitvergessen nicht zufällig war. In den letzten Tagen hatte er sich immer wieder Zeitnischen geschaffen, hatte bereitwillig Botendienste übernommen, um dem Heim zu entgehen. Am Anfang suchte er noch das Gespräch, jetzt merkte er, daß er diesen Kontakten auswich.

Auch in den Gesprächen schienen sich alle Themen zu wiederholen: das Essen, der Schlaf, die Krankheiten, die Bilder der Enkel, Blicke in den Park, Erzählungen vom eigenen Haus und Balkon.

Martin hatte sich erschrocken über die Lebensumstände und darüber, wie er ihnen auswich.

Er hatte sich erschrocken über den Zynismus der Pfleger und Pflegerinnen, über ihre gelangweilten und gequälten Gesichter, wenn die Klingel auf der Pflegestation schellte. Über den derben Witz, wenn sie in Kaffeerunden über das Alltagsgeschäft herzogen. Die Alten lebten auf »Stationen«, die Pflegerinnen waren »Schwestern«, die Menschen »Patienten«. Martin hatte nur wenig Kontakt gefunden. Mit einem Mann war er ins Gespräch gekommen.

Theo Brammer war über achtzig Jahre alt und hatte in seinem Leben sehr viel Sport getrieben. Auch jetzt hielt er sich durch tägliche Gymnastik fit.

»Junger Mann: Mens sana in sano corporis oder so ähnlich. In einem gesunden Körper wohnt immer ein gesunder Geist!«

»Alles klar, alles Sahne«, grinste Martin dann. Mit erhobenem Zeigefinger und drohendem Gesicht jagte Brammer ihn in die Flucht. Brammer lief im nahen Waldstück jeden Tag »so seine 2.000 Meter«.

Mancher Fußgänger blieb wie angewurzelt stehen, wenn der alte Herr mit wehenden grauen Haaren vorbeitrat. Brammer verpaßte im Gemeinschaftsraum keine einzige Sportsendung und setzte sich gegen die Mitbewohner, die den Konkurrenzkanal eingeschaltet hatten, immer durch. Er kämpfte so lange um sein Fußballspiel, bis die anderen entnervt aufgaben und das Zimmer verließen. Dann lächelte Brammer zufrieden und setzte sich dicht vor den Apparat. Und er jubelte wie ein Kind, wenn Bayern München verlor.

»Immer feste druff«, schrie er Martin nach, wenn dieser mit dem Essenswagen über die Station rollte. Brammer hatte keine Angehörigen mehr.

Eines Tages war er verschwunden und tauchte auch abends nicht mehr auf. Im nahen Wald mußten alle nach ihm suchen. Man fand ihn nicht. Frau Mahrman öffnete mit einem Nachschlüssel Brammers Schrank und stellte fest, daß Wäsche und ein kleiner Rucksack fehlten. Sie informierte die Polizei. Im Radio gaben sie eine Suchmeldung durch. Martin fand das lächerlich und meinte, der Alte sei doch »fit wie ein Turnschuh«. Da solle man doch nicht so einen Aufstand machen. Der könne doch auf sich selbst aufpassen. Seine Meinung schien im Altenheim niemand hören zu wollen. »Sie hätten da so ihre Erfahrungen«, hatte Frau Mahrman nur gemeint. Drei Tage später wurde Brammer zurückgebracht.

Pfeifend entstieg er einem Polizeiauto und erzählte allen, die es hören wollten, daß er freiwillig wieder mitgekommen sei. Sein Jahresausflug habe ihn bis Hamburg geführt. Er habe sich endlich mal ein Spiel des HSV angeschaut, die Landungsbrücken und die Alster gesehen, sei durch das schöne Eppendorf gelaufen und habe im Schatten des Rathauses ein Nickerchen gemacht. Naja, und

dabei zwinkerte er mit den Augen, ein »bißchen Tralala geht in meinem Alter auch noch«. Er ließ offen, was er damit meinte, murmelte nur etwas von St. Pauli.

Jedenfalls sei er froh, daß er noch alles beieinander habe. Er hatte Martin in die Seite gepufft und ging stolz erhobenen Hauptes an Frau Mahrmanns Büro vorbei. Die war zuerst sprachlos und dann hinter ihm hergestürzt: »So geht das aber nicht, Herr Brammer. Kommen Sie gleich bitte in mein Büro. Wir müssen das bereden.« Gehetzt und schwer atmend stand sie in der Eingangshalle. Auf ihrer Backe verlief Lidstrich. Brammer hatte für drei Tage die Warteschleifen verlassen und sich auf einen anderen Weg gemacht. »Das tut der mindestens einmal im Jahr«, hatte Henriette Martin zugeflüstert.

»Und das mache ich jedes Jahr wieder!« Brammer brüllte es Henriette ins Ohr. Er war die Treppe heruntergekommen.

Henriette, eine Putzhilfe, erschrak, und Brammer war für Tage das Gespräch des Altenheims. Beim Frühstück am nächsten Morgen sollen sich zwei Tische erhoben und geklatscht haben, als Brammer in der Tür stand – natürlich im Jogging-Anzug.

Das alles ging Martin durch den Kopf und vermischte sich mit den Bildern und Erlebnissen des Nachmittags.

Zwischen den Feldjägern saßen alte Leute, der Wirt stand vor Frau Mahrmanns Büro, Hans und Brammer gingen zusammen über die Reeperbahn. Martin lag in einem Bett und wurde zu Tode gepflegt. Henriette wusch seine Füße, und Maja hatte Falten im Gesicht bekommen.

Martin stand noch immer in der Tür und merkte, daß er Frau Mahrman gar nicht richtig zugehört hatte.

Sie hatte ihm einen Vortrag über seine Dienstpflichten und Verpflichtungen den anderen Mitarbeitern gegen-

über gehalten. Er dagegen starrte nur auf ihren Mund und dachte: Pflichten, Befehle, Anordnungen ...

Martin war müde geworden.

Er sah Frau Mahrmanns Füße und dachte, viel zu klein, viel zu klein zum Stehen.

11. Arrest

»Es gibt Dinge, die mußt Du tun um Deiner eigenen Würde willen, damit Du Dir noch ins Gesicht sehen kannst.«

Dorothee Sölle

Hans saß auf einer harten Bank im langen Flur. Einer der beiden Feldjäger war bei ihm geblieben. Sie warteten auf den UvD, den Unteroffizier vom Dienst, der – so der Feldjäger – ihn zum »Ankleiden« bringen würde. Dabei hatte er Hans aufmunternd angeschaut, so, als wolle er ihm Mut machen.

Auf dem blanken Kunststoffboden stand die Reisetasche. Zuhause hatte ihm seine Mutter mit aufgeregten Bewegungen das Notwendige eingepackt: Zahnbürste, Hemd, Unterwäsche, ein Handtuch, und aus dem Küchentisch fischte sie noch eine Packung Plätzchen. Jetzt hatte Hans keinen Appetit auf Plätzchen. Er wartete darauf, was kommen würde. Abend war es inzwischen geworden. Ringsherum waren Laternen aufgeflackert. Ab und zu hörte er einen LKW-Motor, aus geöffneten Fenstern drang für kurze Zeit Musik. Dann wurden die Fenster geschlossen. Auf dem Flur hörte er harte Schritte, dann wieder Stille.

Hans versuchte, sich auf das Schwarze Brett, das auf die Backsteinmauer geschraubt war, zu konzentrieren. Es

waren Veranstaltungen für »Kameraden« angekündigt, Öffnungszeiten von Schwimmbädern verzeichnet, und irgendjemand hatte das Bild einer nackten Frau angepinnt.

Hans war kalt auf diesem langen Flur. Er zog die Jacke enger um die Schultern.

Die gläserne Tür ging auf. Zwei Soldaten kamen auf ihn zu. Einer von ihnen hatte Silbriges auf der Schulter. Hans schloß daraus, daß es sich um einen Offizier handeln mußte.

»Sie sind der Soldat Hans Werner Kasper?« Hans erhob sich und stellte sich vor: »Mein Name ist Hans Kasper.«

»Ich informiere Sie jetzt über den weiteren Gang der Dinge. Sie sind dem Einberufungsbefehl nicht gefolgt. Wir mußten Sie durch Feldjäger holen lassen. Zwischenzeitlich habe ich erfahren, daß Sie nicht in einem Verbotsirrtum handelten, sondern Ihr Verhalten vorsätzlich war. Sie sind Soldat und unterstehen unserer Befehlsgewalt. Sie haben mir Folge zu leisten und allen anderen Vorgesetzten hier auch.« Wie von einem Tonband schnarrte es auf Hans nieder. In Büchern und Broschüren hatte er es so ähnlich schon einmal gelesen. Dort war es ihm immer unwirklich vorgekommen, und auch jetzt wirkte es im Neonlicht wie der Versuch einer Filmaufnahme. Nur – es war seine Realität.

»Paragraph 11 des Soldatengesetzes besagt, daß der Soldat seinen Vorgesetzten gehorchen muß. Er hat ihren Befehlen nach besten Kräften vollständig und gewissenhaft sowie unverzüglich nachzukommen. Sie sind sich hoffentlich darüber im Klaren, daß Sie sich schon einer Befehlsverweigerung haben schuldig gemacht. Dies wird noch disziplinarrechtliche Konsequenzen für Sie haben. Sie werden einen entsprechend strengen Verweis erhalten. Ich

befehle Ihnen nunmehr, mit dem Feldwebel«, dabei deutete der Offizier auf den zweiten Soldaten an seiner Seite, »zur Kleiderstube zu gehen. Dort werden Ihnen Ihre Kleidungsstücke und Dinge des täglichen Bedarfs ausgehändigt. Dann wird man Ihnen einen Schlafplatz bei ihren Kameraden zuweisen.«

Der Offizier hatte Hans während der ganzen Zeit nicht angeschaut. Hans fühlte eine Spur Sicherheit wachwerden. Er wußte, wie er jetzt reagieren würde: »Ich werde Ihrem Befehl nicht nachkommen. Ich verweigere den Kriegsdienst und werde keine Handlungen vornehmen oder an mir vornehmen lassen, die mit diesem Kriegsdienst in mittelbarem oder unmittelbarem Zusammenhang stehen.«

Hans schaute dem Mann dabei in die Augen. Sein Spruch verhallte auf dem Flur. Ungehört und einsam, eingemauert von Türen, Fenstern, Böden und Backsteinen kam er sich vor.

Der Offizier schaute an ihm vorbei und schwieg einen Moment. Dann fragte er:

»Haben Sie sich das gut überlegt? Kennen Sie alle Folgen, die Sie tragen müssen? Ich lasse Ihnen jetzt noch einige Minuten Bedenkzeit.«

Er drehte sich um und las auf dem Schwarzen Brett.

Mit einer knappen Bewegung riß er das Foto der nackten Frau ab, zerstückelte es und warf die Fetzen in einen Papierkorb. Draußen fielen Flocken von Schnee und begannen, den Betonplatz und die grünen Planen der LKWs zu bedecken.

»Ich benötige keine Bedenkzeit.«

»Ich lasse sie Ihnen trotzdem.«

Der Offizier drehte sich nicht um und schien weiter auf der Tafel zu lesen. Die Hände hielt er auf dem Rücken verschränkt und spielte mit seinen Fingern.

Der Feldwebel gähnte. Auf dessen Gesicht konnte Hans nichts lesen.

»Nun?«

Hans war jetzt aufgeregt und versuchte, dem Offizier in die Augen zu blicken.

»Ich verweigere den Kriegsdienst. Ich weiß, daß mein Verhalten nach geltendem Recht gegen Gesetze verstößt. Trotzdem glaube ich fest daran, daß ich nicht unrecht handle. Durch übergeordnetes Recht fühle ich mich zu dieser Tat berechtigt. Ich kann und will nicht anders entscheiden und muß auf mein Gewissen hören . . .«

». . . dies spricht Ihnen niemand ab. Sie hätten sich zeitig genug als Kriegsdienstverweigerer zu erkennen geben können. Sie hätten dann, wie jeder andere auch, den Zivildienst ableisten können. Übrigens, diese Möglichkeit haben Sie noch immer, Sie müßten eine entsprechende . . .«

Hans unterbrach ihn.

»Ich verweigere jeden Kriegsdienst, den mit und den ohne Waffen. Selbst in dem sogenannten Verteidigungsfall werden Verweigerer eingebunden in die sogenannte Zivile Verteidigung. Sie müssen dann an der Heimatfront Kriegsdienste leisten. In einem Ihrer Weißbücher habe ich es gelesen: Zahlreiche Maßnahmen der Zivilen Verteidigung dienen direkt oder indirekt auch der Herstellung der militärischen Verteidigungsbereitschaft.«

Der Offizier wurde unwillig: »Ja, ja, und jetzt kommt die Leier von der Dritten Welt und dem Gehorsam und der Tradition und der Rüstung. Die Argumente kennen wir hier auch. Daß Sie hier stehen, verdanken Sie Ihren Kameraden, die Ihre Rechte und Rechtsbrüche gegen Angriffe von außen schützen.« Er unterbrach, um sich selbst zu disziplinieren. »Aber wir sind hier nicht zum Disku-

tieren.« Er gab dem Feldjäger Zeichen, bei Hans zu bleiben, und wandte sich zum Gehen.

Als die beiden allein waren, sagte der Feldjäger: »Der kommt jetzt mit dem Alten!« Wenige Minuten später standen zwei Offiziere vor Hans. Der Feldjäger hatte militärisch begrüßt, Hans war aus Höflichkeit aufgestanden.

Der neue Offizier trug noch mehr Silber auf der Schulter. Ohne Hans zu begrüßen, sagte er: »Soldat, Sie gehen jetzt hinüber zur Kleiderstube. Das ist ein Befehl.«

Hans schüttelte den Kopf: »Ich verweigere diesen Befehl.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß diese Verweigerung disziplinarrechtliche Folgen für Sie haben wird.«

Hans nickte.

»Ich nehme Sie hiermit vorläufig fest. Ich kündige Ihnen Disziplinararrest von sieben Tagen an. Sie werden noch heute in Ihrem Arrestlokal eine Abschrift der Anordnung dieser Maßnahme erhalten, die, vorausgesetzt, das Truppendienstgericht stimmt zu, morgen in Kraft treten wird. Führen Sie ihn ab.«

Der Feldjäger berührte Hans am Arm, und sie gingen gemeinsam über den Kasernenhof. Schnee legte sich sanft auf die Nackenhaare und kühlte feucht die Haut.

Die frische Luft tat Hans gut, und er schaute sich um. Ihm war, als würde er durch alle Fenster beobachtet. Mit einem Blick auf die Uhr stellte Hans fest, daß in sieben Tagen Heiligabend sein müßte. Komisch war ihm im Magen.

Der Feldjäger sagte im Gehen: »Du machst Dir aber freiwillig eine ganze Menge Ärger.«

»Ihr macht aber auch Ärger. Ihr macht anderen Leuten Ärger. Mir ist lieber, ich mache mir selbst welchen als

anderen. Außerdem möchte ich mit vielen von Euch keinen Ärger haben.«

Der Feldjäger schaute ihn von der Seite an, konnte wohl aber nicht ganz folgen. Er erzählte von der Kaserne, den Offizieren, dem Kasino, Sportanlagen, von den Frauen der Stadt, vom Fahnenappell und daß alles gar nicht so schlimm sei. Privat käme man ohnehin gut miteinander aus. Er versuchte, Hans die Funktionen der Maschinen und LKWs zu erklären. Hans hörte zu, war aber nicht interessiert.

Sie betraten ein lang gestrecktes Gebäude und gingen hinter in den Keller. Vor der grün gestrichenen Tür stand ein großes Schild: ARRESTLOKAL.

Der Feldjäger öffnete den Eingang, ein anderer Soldat saß im Vorraum und erwartete sie schon. Sie gingen durch den Vorraum in einen kleinen Flur, von dem drei Türen abzweigten. Die Türen hatten Riegel und Gucklöcher. Der wachhabende Soldat schloß eine Tür auf und bedeutete Hans hineinzugehen. Er fragte vor dem Verschließen, ob Hans noch Hunger habe. Jetzt erst merkte Hans, daß sein Magen knurrte, und er nickte.

»Ich versuche«, sagte der Feldjäger, »noch Tee und ein paar Brote beim Küchenbullen zu bekommen. Vielleicht ist der noch da.«

Hans schaute sich die Zelle an. Das Fenster war tief herabgezogen und mit einer Drahtglasscheibe versehen. Was sich draußen tat, konnte man nur sehr verschwommen wahrnehmen. Hinter der Scheibe bildete sich ein Gittermuster.

Im Raum befand sich eine Liege, auf der lagen zwei dicke Decken und blaue Bettwäsche, verschlissen, aber gebügelt. An die Wand war ein Tisch geschraubt, davor stand ein Holzstuhl. In einer Ecke befand sich ein Regal mit ein-

gebautem kleinen Schrank. Dem gegenüber, hinter einer Stellwand, ein Loch im Boden – die Toilette. Daneben ein Waschbecken.

Hans saß auf der Pritsche und fühlte trotz des engen Raumes Erleichterung. Den ersten Schritt hatte er zu Ende gebracht. Er hatte nicht gewankt.

Die Welt um ihn herum rückte immer weiter weg. Er hatte das Gefühl, daß die Zelle allein auf dem Kasernenhof stünde. Die Außengeräusche wichen. Die Stadt zog sich zusammen und schrumpfte an ihren Rändern von der Kaserne weg. Die Freunde flohen durch die Dunkelheit. Ob man hier vergessen werden konnte oder verhungern?

Hans spürte wieder den knurrenden Magen. Seine Tasche hatte er mit in die Zelle nehmen dürfen, nachdem sie durchsucht worden war. Er erinnerte sich an die Packung Kekse und riß sie auf. Er hatte die ersten in den Mund gestopft, als der Riegel seiner Zellentür zurückgeschoben wurde und der Wachhabende ihm wortlos ein paar geschmierte Brote und einen großen Becher Tee auf den Tisch stellte.

Hans bedankte sich.

»Moment, ich habe noch was.« Der Soldat ging wieder nach draußen, schob den Riegel vor die Tür, kam nach wenigen Momenten zurück, entriegelte und gab Hans ein Schriftstück. Während Hans die Brote aß, überflog er den Text und stellte die Bestätigung der Disziplinarstrafe fest. Er las, ohne die Lesebrille aus der Reisetasche zu nehmen, von Gehorsamsverweigerung und Rechtsbehelfsbelehrung. Er schob das Schriftstück zur Seite, kaute die Brote und spülte mit dem lauwarmen Tee nach. Später legte er sich angezogen auf das Bett.

Müde war er. Vor dem Schlafengehen überlegte Hans, ob er Widerspruch einlegen sollte, um den Gang des Verfah-

rens zu beschweren. Er beschloß, formal nichts zu tun und nur bei jeder notwendigen Gelegenheit auf seine Kriegsdienstverweigerung aufmerksam zu machen.

Die Dinge gingen ihren Weg, und Hans wurde gezwungen, sie mitzugehen. Andere nahmen ihm jetzt das Handeln ab. Hans konnte nur noch reagieren, im Kopf den Schatz seiner Überzeugungen.

Die Stadt war von einer dicken Schneeschicht bedeckt. Sternklar war der Himmel. Laut und beruhigend läuteten alle Glocken. Menschen strebten durch die Straßen über den Kirchplatz zum erleuchteten Gotteshaus.

Viele Kerzen, Blumen, und vorn rechts stand die weit über die Stadt hinaus bekannte Krippe.

Maja saß hinten und schaute auf die vielen Hinterköpfe. Herr Kroll mit Frau war auszumachen, daneben wohl sein Sohn, der als Personalchef in einem großen Unternehmen arbeitete. Martins Eltern saßen vorn, und Frau Sievers war mit ihrer Schwester gekommen. Selbst Jens drückte sich zusammen mit Bärbel an einem der hinteren Pfeiler herum.

Kurz vor Beginn des Gottesdienstes zog Teerkamp mit Frau und vier Kindern den Mittelgang hoch, suchend nach einem Platz. Durch das Seitenschiff kamen sie ganz nach hinten zurück und mußten in der letzten Bank Platz nehmen. Aus den Augenwinkeln sah Maja, daß Martin sich an allen Leuten vorbei in ihre Bank gedrückt hatte und aufatmend neben ihr Platz nahm.

»Hallo«, flüsterte er.

»Hallo, Martin.«

»Hier riecht es schon nach Weihrauch und Kerzen. Gleich fangen die liturgischen Geländespiele an.« Hinter seinem großen Mund versuchte er zu verbergen, daß ihn die Stim-

mung anrührte und er immer wieder an die Ereignisse der Adventszeit denken mußte.

Maja stieß ihm in die Rippen. »Hast Du das Neueste von Hans auch schon gehört?«

»Nee, erzähl.«

»Seine Mutter hat mich heute nachmittag angerufen. Ihm ist heute morgen die zweite Disziplinarstrafe angekündigt worden, wenn er die Uniform jetzt nicht anzieht. Nach den ersten sieben Tagen soll er jetzt noch weitere vierzehn Tage Knast bekommen – zum Nachdenken.«

»Ach du Scheiße«, entfuhr es Martin, und er erntete mißbilligende Blicke von den vor ihm Sitzenden. Sie hatten sich gerade erhoben, weil unter Geläut der Priester mit vielen Ministranten zum Altar zog. Es war Rudi, der wie der behäbige Prior eines Klosters mit großem Weinkeller in seinem weißen Gewand wirkte. Er bewegte sich langsam, eine gut einstudierte Choreografie. Die Gemeinde sang, Weihrauch wurde ins Fäßchen gefüllt, der Altar gesegnet. Die Kirche duftete schwer, und über allem lag der dröhnende Klang der Orgel.

Gänsehautatmosphäre, dachte Martin und stimmte selber ins »Oh du fröhliche, oh du selige . . .« mit ein. Er sah, wie Maja voller Inbrunst mitsang. Beim Blick nach vorn bemerkte er, daß seine Eltern Schwierigkeiten hatten mit dem Aufstehen, Knien, Hinsetzen. Sie waren schon lange nicht mehr in der Kirche gewesen und hatten dieses Weihnachtsfest zum Anlaß genommen, Kindererinnerungen aufzufrischen. »Es ist schließlich das Fest des Friedens, und das verbindet Christen und Nichtchristen«, hatte Martins Vater entschuldigend gesagt, als er höhnische Bemerkungen von seinem Sohn über Alter und Altwerden hörte. »Ja, Ihr werdet da wie die Kinder. Die wollen auch immer schöne Gefühle haben. In der Kirche bekommt Ihr

sie gratis. Wenn Ihr rechtzeitig da seid, sogar auf den besten Plätzen. Halleluja.«

Rudi war jetzt mit wehendem Gewand den Weg zur Kanzel gegangen, fast geeilt. Er verschwand für einen Moment hinter dicken Pfeilern. Man hörte seine Tritte auf den hölzernen Stufen.

Wie eine Erscheinung stand er über allen.

Rudi schaute fahrig auf die überfüllte Kirche, dann auf den vorbereiteten Zettel und begann mit heiserer Stimme:

»Frieden, das ist ein Wort, wie wir es täglich in den Mund nehmen. Unfrieden, das ist etwas, das uns täglich begegnet. Das eine ist im Kopf, mit dem anderen haben wir Umgang . . .«

Rudi wiederholte erzählend das Weihnachtsevangelium. Auch Jesus sei in eine unfriedliche Zeit hineingeboren worden und hätte mit seinen Mitteln den Frieden gelebt. Er zählte andere Namen auf, sprach von Martin Luther King und Gandhi, Steve Biko und den Müttern der Plaza de Mayor. Martin begann wegzuhören, als ihm der Name »Bernhard Wenk« ans Ohr drang. Er schaute Maja von der Seite an und konzentrierte sich.

Rudi erzählte vom Leben und Sterben Bernhard Wenks in dieser Stadt.

»Wieviel Vorbild finden wir für eine friedvolle und mutige Welt in solchen Menschen. Wir müssen uns erinnern an die, die für ihre Idee hingeschlachtet worden sind. Vielleicht haben Sie von der Aktion gehört, die junge Menschen vor einigen Wochen vor dem Haus Nr. 50 in der Liebermannstraße veranstaltet haben. Sie haben dort ein Schild zur Erinnerung an Wenk aufgehängt.

Mittlerweile fehlt es schon. Es ist wohl mutwillig abgerissen worden. Wenn wir nicht auch unsere Vergangenheit leben wollen und nicht nach Versöhnung mit ihr suchen,

dann wird es auch keine wahrhaft friedvolle Zukunft geben.«

Jesus habe auch nicht zeitlos gelebt. Er sei ein Mensch mit Vergangenheit und vielen Wünschen nach einer gelingenden Zukunft gewesen. Und er sei Gott gewesen, der über den Horizont des eigenen Lebens, des Menschseins habe hinausblicken können.

»Heute wünsche ich uns viele Bernhard Wenks«, sagte Rudi. In der Kirche war es still geworden.

Die meisten hatten wohl die Zeitung gelesen. Das Lokalblatt hatte ein Foto mit Artikel veröffentlicht. Aus der Redaktion war Maja zwischenzeitlich angedeutet worden, daß die ersten, auch kritischen Leserbriefe eingetroffen wären. Auf einer Karte habe nur gestanden: »Laßt die Vergangenheit ruhen.« Rudi sprach weiter: »Es gibt auch heute junge Leute, die für ihre Ideale eintreten. Oft ist uns dies unverständlich, weil wir ihre Gründe nicht kennen. Ich kenne einen jungen Mann, der feiert Weihnachten dieses Jahr nicht zu Hause. Er sitzt in einem Arrestlokal der hiesigen Kaserne . . .« Und jetzt berichtete Rudi von Hans, von seinen Ideen und Motiven, von seiner Verhaftung und den Ereignissen der letzten Tage. Er versuchte, Verständnis zu wecken, sagte auch, wie schwierig es sei, sich Hans' Gründen zu öffnen. Aber als Christ müsse man versuchen, jeden Menschen zu verstehen und die Lauterkeit seiner Absichten zu glauben.

In der Kirche wurde es unruhig. Viele schauten sich an, einige schüttelten den Kopf. Maja merkte, wie hinter ihnen getuschelt wurde. Martin hörte: »Unverschämtheit«, und beide blickten sich ungläubig an – mit einer Spur von Glück in den Augen.

Rudi kam ans Ende seiner Predigt: »Hans ist jetzt mit seinen Überzeugungen allein. Ein paar junge Menschen

unserer Stadt wollen ihm morgen, am ersten Weihnachtstag, symbolisch einen Besuch machen. Sie werden nicht in seine Zelle kommen können, wollen aber vor der Kaserne an ihn erinnern und dadurch bezeugen, daß Christen niemanden allein lassen sollen. Darüber wollte ich Sie gern informieren.« Rudi drehte sich um und stieg die Stufen der Kanzel herab. Getuschel in der Kirche, Füße scharrten, und durch den Seitengang ging jemand mit zornigem Gesicht nach draußen.

Der Gottesdienst nahm seinen Fortgang. Maja und Martin fragten sich, wer diese Mahnwache für Hans wohl veranlaßt habe.

Die Stunde schloß traditionell mit »Stille Nacht, heilige Nacht«, und Martin schob mit Maja durch das allgemeine Gedränge nach draußen.

Vor der Kirche hatten sich Gruppen gebildet, in denen teilweise aufgeregter diskutiert wurde.

Sie gingen auf Jens zu: »Gar nicht übel, der Herr Kaplan, was?«

Maja meinte: »Rudi wird viel Ärger bekommen, nicht nur mit seinem Pastor. Weißt Du eigentlich, wer die Mahnwache organisiert hat?«

Jens stellte sich gerade hin, streckte seinen Bauch vor und lachte dabei ein bißchen verlegen: »Ich und Bärbel.«

Martin und Maja starrten ihn an, als habe er zehn Flaschen Bier auf einmal getrunken.

»Tolle Idee.«

Beide versprachen zu kommen. Jens und Bärbel hatten ein Paar Sandwich-Plakate zum Umhängen beschrieben und ein Megaphon besorgt.

Die vier liefen gemeinsam zur Sakristei, um Rudi zu treffen. Aber der kam nicht heraus. Die Küsterin, die später die Tür abschloß, sagte, der Herr Kaplan sei sehr

schnell gegangen. Auch in seiner Wohnung brannte kein Licht.

Maja umarmte Martin, Jens und Bärbel. Sie hakte sich bei ihrer Mutter unter und verschwand in der Dunkelheit. Martin lief hinter seinen Eltern her, die ihm von erzürnten Debatten vor der Kirchentür berichteten. Martin grinste: »Aufruhr im Gotteshaus - ein Kleinstadtdrama.«

Unterwegs begegnete ihnen Kroll. Der schüttelte allen die Hände und wünschte ein »Frohes Weihnachtsfest!«. Martin schaute er lange an und sagte: »Mit dem Herzen bin ich morgen bei Ihnen.«

Martin war verlegen, als er merkte, daß Kroll ihn für den Urheber der Aktion hielt.

12. Soldatengespräch

»Sie müssen in diesem Beruf eine gewaltsame und kompromißlose Haltung haben. Dafür werden Sie bezahlt. Krieg bedeutet, Gewalt zu erzeugen - und zwar schneller als die andere Seite. Wenn gefordert, müssen Sie eine aggressive Position aufbauen und eine absolut unpersönliche Opposition zu allem darstellen, was Ihnen begegnet. Das ist eine totale Einbahnstraße.«

Falkland-Kriegsteilnehmer gegenüber der englischen Zeitung »Sunday Times« 1983

Noch zwei Tage.

Hans saß auf seinem Stuhl vor dem angeschraubten Tisch und versuchte, sich lesend zu konzentrieren. Die Tage waren lang und eintönig gewesen, unterbrochen nur durch die Besuche des Wachhabenden bei den Mahlzeiten und kurze Gespräche mit ihm. Vor seiner zweiten Arreststrafe

von 21 Tagen war der Offizier zu ihm gekommen und hatte ihn erneut aufgefordert, seinen Dienst anzutreten. Als Hans dies erneut ablehnte, hatte er sich wortlos umgedreht und ließ zwei Stunden später den Bescheid über eine weitere Arreststrafe übergeben.

Das war in den Weihnachtstagen gewesen, und ein junger Gefreiter hatte Dienst. Der hatte Hans von einer Ansammlung junger Leute vor dem Kasernentor berichtet, die Schilder vor ihren Bäuchen getragen hätten. Sie seien aufgefordert worden, das Kasernengelände zu verlassen; daraufhin hätten sie sich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig postiert. Auf den Schildern hätte unter anderem »Freiheit für Hans Kasper« und »Für die Stimme des Gewissens« gestanden. Einer habe durch ein altes Megaphon Parolen auf den Kasernenhof schallen lassen. Notiz habe kaum jemand von den Leuten genommen. Es sei niemand auf der Straße gewesen, und auch in der Kaserne hätten sich zu dem Zeitpunkt nur wenige Soldaten aufgehalten.

Hans wunderte sich und spürte Freude. Das waren sicher Martin, Maja und die anderen gewesen. Er hätte mit ihnen gern gesprochen, sie angeschaut, Majas Hände gespürt, ihr Lachen gehört. Er sehnte sich nach Umarmungen.

Hans Kasper, der kein Soldat werden wollte, war abgeschnitten von der Außenwelt. Er versuchte, sich auf das Buch zu konzentrieren. Nach alter Gewohnheit hatte er Stifte und Schreibblock daneben gelegt, um ihm Wichtiges aufzuschreiben.

Immer wieder tauchten seine Gedanken weg, verließen wie Vögel die Zelle, setzten sich an verschiedenen Orten nieder, schauten in der Stadt nach den Offizieren, den Soldaten, den Eltern, dem toten Bernhard Wenk.

Seine Mutter hatte ihm zu Weihnachten ein Päckchen bringen lassen mit einem langen Brief, der ihn aufmuntern sollte. Jürgen hatte eine Karte beigelegt, auf der er ihn kurz grüßte. Von seinem Vater fand er ein Taschenbuch vor. Es war eine Sammlung von Gedichten und Weihnachtsgeschichten.

Hans' Vögel waren unstet und flatterten. Sie kehrten immer wieder zu den Offizieren zurück und versuchten, deren Gedanken zu erraten. Aus Büchern wußte er, daß ihm bis zu 63 Tagen Arreststrafe drohte. Danach würde ihn ein »richtiges Gerichtsverfahren« erwarten.

Die Zeit zog sich im Arrestlokal. Die Tür war in den letzten Tagen manchmal offen geblieben. Der Wachhabende hatte wohl keine Lust, den Riegel immer wieder auf- und zuzuschieben. Das war zwar gegen die Vorschrift, aber der Soldat war sicher, daß Hans keinen Fluchtversuch unternehmen würde. Außerdem hätte Hans sowieso an ihm vorbeigemußt.

Durch die Tür hörte Hans ein Gespräch.

»... geht für so viele Tage hier in den Knast. Wenn er das hinter sich hat, dann wird er noch von einem zivilen Gericht verknackt. Was ist das? Idealismus oder Schwachsinn?«

»Für krank halte ich den nicht. Er hat sich bestimmt veranant und sitzt jetzt fest mit seinen eigenen Argumenten. Vielleicht muß man ihm nur eine Brücke bauen, damit er sein Gesicht wahren kann.«

»Was ich nicht verstehe ist, warum der eigentlich keinen Zivildienst macht. Da braucht er keine Waffen zu tragen und Soldaten zu sehen. Er kann sich um Kinder, Alte oder Kranke kümmern. Es ist auch uns gegenüber nur gerecht, daß jeder einen solchen Dienst versieht. Frauen sollten da übrigens auch herangezogen werden.«

Draußen unterhielt sich der Wachhabende wohl mit einem anderen Soldaten, wahrscheinlich seiner Ablösung.

»Frauen in die Bundeswehr? Ich weiß nicht. Ich kann meine Freundin schon verstehen, wenn sie sagt: Ihr Männer seid immer nur für die Gleichberechtigung, wenn es um Entlastung für Euch geht. Außerdem sollten wir uns erst mal dort um die gleichen Rechte kümmern, wo es wirklich Not täte. Dann drückt sie mir immer einen Spüllappen in die Hand ...«

Hans hörte unterdrücktes Kichern und etwas von »Pantoffelheld«.

»Gut, aber wenn die Männer schon müssen, dann gleiches Recht für alle. Der Typ hat behauptet, auch Zivildienstleistende würden indirekt den Krieg mit vorbereiten. Er mag ja recht haben, und ich glaube auch nicht daran, daß im wirklichen Ernstfall diese Leute ungeschoren bleiben. Dann wird befohlen werden. Ausnahmezustand kennt kein Gewissen, wollen wir wetten?«

»Nee, lieber nicht. Den möchte ich nämlich erst gar nicht erleben. Außerdem finde ich, daß im Notfall jeder dran ist. Ich sehe nicht ein, daß wir unsere Knochen hinhalten sollen, und die liegen zu Hause dann auf dem Sofa.«

»Ich glaube nicht, daß das faule Hunde sind. Schon gar keine Drückeberger. Neulich hat der Kasper zu mir gesagt: Man muß endlich Zeichen setzen, selber sein Handeln verantworten und es nicht immer von anderen verantworten lassen. Ich glaube, der meint das wirklich ernst und macht auch ernst. Sonst wäre er nicht hier in den Knast gegangen.«

»Gut, seine edlen Motive spreche ich ihm nicht ab. Aber wenn er so verflucht konsequent ist, wieso hat er dann eine Banklehre gemacht? Er müßte doch wissen, wie Banken die Rüstung mitfinanzieren und international

sogar Kriege bezahlen. Wieso ist er bereit, Steuern zu zahlen, wo doch soviel davon für Rüstung ausgegeben wird? Nicht nur die Waffen – wir wissen doch, daß Autobahnen auch als Nachschubwege konzipiert werden. Schienen sind nicht allein für die Urlauberzüge da. Wer ist denn so naiv anzunehmen, Weltraumforschung diene nur dazu, gute Satelittenprogramme für das Fernsehen zu übertragen?«

»Vielleicht fängt er mit der Konsequenz ja gerade erst an. Vielleicht ist das sein erster Schritt . . .«

»Ach nee. Ich glaube mehr, da ist eine Portion Heldenmut dabei. Der hat es nicht auf Orden und Ehrenzeichen abgesehen. Bekannt will er sein, sein Rückgrat vorzeigen können und durchhalten bis zum Letzten – sind doch alles soldatische Tugenden, findest Du nicht? Der macht hier doch manchem Kameraden mit seinem Mut was vor. Das sind doch, wie nennt man solche Tugenden noch . . .«

». . . Sekundärtugenden.«

»Du bist ein kluger Kopf. Jedenfalls, es kommt darauf an, was man daraus macht. Der hat eben gesehen, daß er sich mit seinem Starrsinn außerhalb der Bundeswehr besser profilieren kann.«

»Ist der Kasper eigentlich eitel?«

»Wieso eitel?«

»Vielleicht will er ja auch nur seiner Freundin imponieren und in der Stadt einen Namen bekommen. Man kennt doch die Fälle, wo Leute eine ganze Bank ausrauben, nur um in die Zeitung zu kommen. Er ist ja schon drin gewesen. Dies Lokalblatt hat eine Notiz über die sogenannte Mahnwache gebracht. Mahnwache, der Begriff hat schon was Heroisches an sich.«

»Ich glaube nicht, daß er eitel ist. Der ist eher ein Sturkopp.«

»Wie bei den Zeugen Jehovas, die haben auch ein enormes Durchstehvermögen und fighten bis zum Ende. So viel Kraft, und alles an der falschen Stelle. Was da an Energie hineingeht, und gleichzeitig geht doch bestimmt auch Selbstbewußtsein kaputt. Das kann ihm doch nicht egal sein, wenn er als Zivilist hier wie ein Soldat behandelt wird und der Alte ihn anschnarrt.«

»Wenn er seinen Zivildienst machen würde, könnte er immer noch für die Totalverweigerung eintreten und dafür arbeiten, daß sich die gesetzliche Lage ändert. Schließlich muß doch alles nach Gesetzen gehen. Wenn jeder sein eigenes Gesetz macht, dann endet es doch im Chaos.«

»Klar, das Problem ist nur, daß das Chaos angeblich immer nur von einigen verursacht wird. Andere basteln seit Jahr und Tag völlig legal an den Gesetzen und schneiden sich das Recht für ihren eigenen Geldbeutel zurecht. Das ist Ordnung, kein Chaos. Immer rein in die Parteitaschen, in die Politikergaloshen.«

»Ja klar, Fehler gibt es überall. Was ist schon perfekt? In einer Demokratie geht alles nur Schritt für Schritt. Die Kunst ist, dabei den Kopf auf den eigenen Schultern zu behalten und das Denken nicht den anderen zu überlassen, weil die angeblich die größeren Köpfe haben.«

Hans hatte angestrengt zugehört. Die Soldaten verabschiedeten sich voneinander. Der Zurückbleibende raschelte mit einer Zeitung. War er ein Held, war er eitel?

Wollte er imponieren, anders sein, besser, gewissenhafter, ein Primus eigener Art und Gnaden? Hatte er sich das Gewissen für seine Eitelkeit zurechtgeschminkt? Ich, Hans Kasper, weiß, was gut und richtig ist. Ich denke nach und handle richtig. Meine Erkenntnisse sind Richtschnüre. Danach kann man sich richten, richten kann man damit.

Ich habe Prinzipien, eine hohe Moral.

Hans stellte sich vor das Fenster und versuchte, die Umrisse vor dem Gitter zu erkennen: War es ein Rad oder ein Teil von einem Panzer, das da grünverschoben durch die Drahtglasscheibe schimmerte?

Die Geräusche nahmen an Intensität zu und drückten auf die Ohren.

Der Raum um ihn schrumpfte, die Decke schien hinabzusinken. Das Geraschel der Zeitung tönte, Tritte klangen wie Paukenschläge, die beschriebenen Blätter flossen auf dem Tisch ineinander.

Hans wurde es schwindlig.

Er legte sich auf das blau bezogene Bett.

Drückte den Kopf ins Kissen. Weinte.

13. Zurück

*»Was an dir Berg war
haben sie geschleift
und dein Tal schüttete
man zu
über dich
führt ein bequemer Weg.«*
Bertolt Brecht

Das neue Jahr hatte schrecklich begonnen und war schon jetzt wieder fürchterlich alt, dachte Martin. Er war auf die Pflegestation geschickt worden und mußte nun Schwester Rita beim Waschen der Alten helfen, »unserer lieben Alten«, wie Rita immer mit einem Anflug von Sarkasmus sagte.

Innerhalb einer Stunde mußten sie acht Patienten ausziehen, waschen, ankleiden, umbetten, dabei die Bettlaken straffen und diese nötigenfalls ersetzen. Rita machte es mit schnellen Handgriffen: Guten Morgen, guten Tag.

Bettdecken zurückgeschlagen.

Oberkörper freigemacht.

Martin herangewunken.

Schüssel neben das Bett.

Waschlappen, Seife, eingetunkt und abgewischt.

Erst der Rücken.

Dann der Oberkörper.

Wasser, Seife, husch.

Die Zähne heraus, die Zähne hinein.

Haare gekämmt.

Zugedeckt.

Schönen Tag. Nächstes Bett.

Nochmal so.

Witz erzählt.

Wie geht es uns?

Franzbranntwein.

Hoppla - eine Wunde.

Umgebettet.

Raus zur Tür, nächstes Zimmer.

Nein, zurück. Fenster auf.

Unter die Decke. Husch.

Fenster schließen.

Das Frühstück kommt.

Nach einer Stunde hatte Rita einen hochroten Kopf, und Martin war erschöpft.

Sie saßen im Stationszimmer und rauchten zusammen Zigaretten. Rita war ungefähr 40 Jahre alt und seit 15 Jahren in diesem Altenheim. Ihre Bandscheibe war vom vielen Heben und Abstützen lädiert.

»Ich bräuchte mal eine Kur«, meinte sie, als sie sich die Lippen mit schnellen Strichen nachzog.

»So einen Job wie die Mahrman, den möchte ich auch mal haben. Im Büro sitzen und telefonieren. Das wäre was für mich.« Sie legte die Beine hoch.

»Rita ist ganz in Ordnung«, dachte Martin. Sie ist hier nur versaut worden wie viele andere auch. Diese ewige Hetze, das Pflegen der Warteschleifen, jahrein, jahraus dieselben Verrichtungen. Es war ein Arbeiten ohne Ziel.

Jede Arbeit, die begonnen wurde, war in kurzer Zeit zunichte gemacht. Nichts hatte Bestand von ihren Bemühungen. Der gesäuberte Mund hatte schon nach einer Stunde wieder Flecken, der frische Verband war nach drei Stunden durchgesappt, das frischbezogene Bett schon nach dem Frühstück wieder mit Ei bekleckert. Der Alltag zerstörte das Erarbeitete. Ein immer wiederkehrendes Tun, die Erfolge blieben unsichtbar.

»Welche Erfolge«, dachte Rita laut, »unsere Arbeit besteht doch nur aus Mißerfolgen. Selbst die beste Pflege führt nicht dazu, daß Menschen jünger werden. Mit jeder Minute werden sie älter. Wir pflegen sie in den Tod. Wenn wir unsere Alten für ein paar Tage auf die Beine bekommen – was tun sie anders, als in Runden zu laufen, vor dem Fernsehen zu sitzen?! Im Garten stieren sie die immer gleichen Koniferen an. Nein, auch die Weihnachtsfeier mit der Liedertafel und Gebäck täuscht mich darüber nicht hinweg.«

Vielleicht lag deswegen über dem Altenheim eine so gedrückt geschäftige Stimmung. Es gab keine Erfolge, alles Aufgebaute wurde zerstört, zuletzt durch den Tod. Es gab kein Leben des Lebens, sondern Lebensumstände, die bewältigt werden mußten.

Martin wunderte sich, wie gleichgültig die Menschen es

zuließen, von einem Fremden gepflegt zu werden. In der Pflege lag Intimität zwischen Pflegendem und altem Menschen. Und doch war keine Begegnung möglich. Der Stundenschlag von Verwaltung, Versorgung und Organisation machte alles zunichte. Manchmal dachte Martin daran, mit welcher Liebe er von seinen Eltern als krankes Kind gepflegt worden war.

Hier blieb keine Möglichkeit, kein Atem und kein Raum mehr. Der Alltag verzog die Wahrnehmung. Frau Seeliger, fast neunzig Jahre, hatte Martin neulich gebeten, vor die Tür zu gehen, als Schwester Rita anfang, sie zu waschen. Rita hatte zuerst widersprochen. Martin hatte sie verstanden. Er war gegangen.

Auf einer Betriebsversammlung hatte Frau Mahrman etwas über die Pflege, ihre Effektivität und die damit verbundene Zuwendung gesagt: »Haben Sie auch mal ein freundliches Wort für unsere Alten!« Das klang technisch.

Martin war ratlos, wie das Leben dieser Menschen zu teilen sei. Er fühlte sich zu jung, um zu verstehen, was der Sinn ihres Lebens sein könnte. Und er hatte Angst vor der eigenen Routine.

Ohne Martin und die vier anderen Zivildienstleistenden wäre die Arbeit im Heim für das übrige Personal nicht zu bewältigen gewesen.

Obwohl sie eigentlich nur zusätzlich angestellt sein durften, hatte man ihnen feste Aufgaben im Stellenplan des Altenheims zugewiesen. Jedem war dies bekannt, und auch Frau Mahrman machte daraus kein Hehl: »Wir brauchen Sie. Sie brauchen diese Stelle. Sehen Sie, es hat doch was Schönes, wenn Sie sich hier um die Hilfsbedürftigen kümmern dürfen.«

Martins Tag war ausgefüllt. Wenn er nicht auf der Pflege-

station arbeitete, machte er Besorgungen für die Küche und den Hausmeister.

Heute hatte er um 17.00 Uhr Feierabend und freute sich auf den Abend. Mit Freunden hatte er sich zum Kino verabredet. Vorher wollte er noch mit dem Rad zu Hans' Eltern fahren und hören, was es Neues gab. Er lief die Treppe hinunter, verabschiedete sich von Frau Mahrman, die das so erwartete, und ging durch die Schleuse, die ihn für Momente gefangen hielt, in die Dunkelheit.

Vor dem Altenheim stand jemand. Im Gegenlicht der Straßenlaterne winkte eine Hand. Er ging auf die Silhouette zu.

Hans.

»Was machst Du denn hier?« Überschwenglich nahm Martin ihn in den Arm. »Ich dachte, die hätten Dich in der Kaserne vorläufig eingelocht.«

Hans lachte: »Nein, ich bin gestern aus meinem zweiten Arrest entlassen worden. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß sie mir noch einen dritten aufbrummen. Stattdessen kam ein Offizier und versuchte noch mal ein Gespräch . . .« - » . . . so von Mann zu Mann?« - »Naja, so ähnlich. Dann ließ er durchblicken, daß sie mich nicht mehr dabehalten wollten und ich erst einmal nach Hause gehen könne. Allerdings bliebe ich Soldat. Gemäß Paragraph sowieso erhielt ich das Verbot der Ausübung meines Dienstes. Sie hätten meinen Fall an die zuständige Staatsanwaltschaft abgegeben. Dort sei man zu der Überzeugung gekommen, daß ich nicht verhaftet werden müßte, da ich mich ja auch bislang dem Verfahren nicht entzogen habe, einen festen Wohnsitz nachweisen könne und so weiter . . .«

»Dann bist Du jetzt erst einmal ein freier Mann.« Martin klopfte Hans begeistert auf den Rücken.

»Komm, wir gehen einen trinken. Du mußt erzählen.« Gemeinsam, Arm in Arm, liefen sie über die Straße ins nahe Cafe. Sie bestellten zwei Cola, Martin ein Wurstbrötchen, und Hans fing an: vom Arrest, von der Kaserne, vom vergitterten Fenster, von Weihnachten, von seiner Angst und Ermutigung, von Gesprächen mit den wachhabenden Soldaten, vom Offizier, von der Zelle. Später berichtete Martin von der Arbeit im Heim, dem Frust und dem Ärger, der Geschichte mit Brammer.

Brammer saß zwei Tische weiter und trank gerade Kaffee und Korn. Seine Augen strichen ruhelos durch das Fenster. Er hatte Martin nicht wahrgenommen.

Martin hatte keine Lust, ihn jetzt zu begrüßen.

»Kommst Du gleich mit, wir treffen uns alle vor dem Kino.« Hans nickte.

Die Zeit verging. Als sie aus dem Cafe traten, zog Hans jemand an der Jacke. Ein kleines Mädchen schaute ihn an und sagte vorwurfsvoll: »Dich habe ich ja lange nicht mehr gesehen. Im Hallenbad bist Du nie. Wir könnten so schön mal zusammen rutschen.«

Hans erkannte die Kleine wieder. Zuletzt hatten sie sich im Sommer am Teich getroffen. Er schenkte ihr eine Rolle Pfefferminz: »Bis zum Sommer, dann schwimmen wir um die Wette.«

Hans und Martin gingen zum Cinema, vorbei am Haus Nr. 50 in der Liebermannstraße. Das neue Schild, das einige aus der Gruppe aufgehängt hatten, lag vor der Hausmauer und war verdreckt.

Sie zuckten die Schultern. Aus der Kneipe gegenüber drang Lärm.

Kurz vor acht trafen sie am Cinema ein. Sie wollten in der Bar noch eine Cola trinken. Durch die Eingangstür sahen

sie Maja, Jens, Andreas und andere an den Marmortischen sitzen.

Als Maja sich umdrehte, erkannte sie Hans und schloß ihn stürmisch in die Arme. Die anderen kamen hinzu und standen strahlend im Halbkreis.

Hans war verlegen. Als Maja ihm noch einen Kuß auf den Mund drückte, lief er rot an. Martin schaute zur Seite.

Alle fragten, sagten, redeten.

Hans aber dachte an das Gespräch der beiden Soldaten:

»Sind Helden aus solchem Holz geschnitzt wie ich?«

Die staunenden Fragen und bewundernden Blicke waren ihm unangenehm. Als Jens dann sagte: »Du bist unser Champion!«, wurde ihm flau im Magen. Hans versuchte, alles abzuwehren und sich nichts anmerken zu lassen.

Heute gingen sie nicht mehr ins Kino.

Es war Zeit für Gespräche und Zeit für Erschöpfung.

14. Urteil

»Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten.«

Matthäus 5,13

»Eure Gerechtigkeit!

Bei uns geht es nicht gerecht zu!

Hier bekommen nicht alle dasselbe!

*Wer es am nötigsten hat,
bekommt am meisten.*

Das ist unsere Gerechtigkeit.«

Christine Brückner

Im Namen des Volkes: Urteil.

Strafsache gegen Hans Werner Kasper.

Das Amtsgericht hat in seiner Sitzung für Recht erkannt: Hans Werner Kasper wird wegen Fahnenflucht zu einer Freiheitsstrafe von sechs Monaten verurteilt. Er trägt die Kosten des Verfahrens.

Angewandte Vorschriften: Paragraph 16 Wehrstrafgesetz, Paragraph 20 Wehrstrafgesetz.

Hans Werner Kasper wurde in Michelstadt geboren und wuchs als Sohn der Hausfrau Hedwig und des Beamten Wolfgang Kasper als zweites von zwei Kindern auf.

Nach dem Besuch der Grundschule und der Realschule absolvierte er die Ausbildung zum Bankkaufmann, die er erfolgreich im Herbst letzten Jahres mit der Ablegung der notwendigen Prüfung abschloß.

Er ist seitdem ohne Arbeit und lebt bei seinen Eltern.

Hans Werner Kasper ist ohne Vorverurteilungen . . .

Hans las den gesamten Text des Urteils, dessen Tenor er schon aus der Gerichtsverhandlung kannte. Es überraschte ihn, wie ausführlich das Gericht sich mit ihm auseinandergesetzt hatte, obwohl seine Verurteilung von vornherein festzustehen schien. Er schaute durch sein Fenster hinaus in den Sommer.

Noch wußte er nicht, ob er Einspruch gegen das Urteil einlegen würde. Irgendwann würde er die Aufforderung zum Strafantritt erhalten.

In der Markugemeinde hatte sich eine kleine »Solidaritätsgruppe Bernhard Wenk« gegründet. Sie wollten sich auch seines »Falles« annehmen. Im Regal stapelten sich die Aufzeichnungen für seine Prüfung. Die Bankzeit lag lange hinter ihm. Martin arbeitete noch immer im Altenheim. Maja war in die nahe Universitätsstadt umgezogen und hatte ihr Studium aufgenommen.

Mit Jürgen hatte er Frieden wiedergefunden. Sie sprachen miteinander, wenn er am Wochenende aus der Kaserne nach Hause kam.

Jens hatte ihm bei Teerkamp einen Aushilfsjob besorgt. Dort arbeitete er zwanzig Stunden in der Woche.

Rudi sollte in diesem Sommer versetzt werden. Er würde die Leitung einer Pfarrei weit entfernt von dieser Stadt übernehmen. Die Weihnachtspredigt hatte ihm augenscheinlich nicht geschadet, auch wenn das Verhältnis zu seinem Pastor seit dieser Zeit noch gespannter war.

Bockmüller war in den Stadtrat gewählt worden.

Hans drehte sich um, nahm die Reisetasche vom Schrank und packte sie bedächtig.

Dann ging er die Treppe hinunter.

Jugendreihe Brennpunkte

Anatol Feid
Hinter der Fassade
ISBN 3-491-79297-5

Der erste Hinweis auf die Suchtkrankheit des 17jährigen Klaus kommt von der Kriminalpolizei. Die Angehörigen reagieren mit Verdrängung: So etwas darf nicht sein, also ist es nicht: Klaus wird Schluß machen mit den Drogen. Aber seine Abhängigkeit tritt immer deutlicher und brutaler hervor, bringt die Familie an den Rand des finanziellen und seelischen Ruins; Alkohol- und Tablettengeuß der Angehörigen steigen; die Familie droht auseinanderzubrechen. In ihrer Verzweiflung wendet sich die Mutter schließlich an eine Beratungsstelle. Hier werden ihr die Augen für Sucht und Suchtproblematik geöffnet. Der Weg, den die Beraterin der Familie vorschlägt, ist hart, der Ausgang ungewiß. Aber es gibt eine Chance.

Rolf Krenzer
Septemberliebe
ISBN 3-491-79329-7

Hanna ist mongoloid. Als ihre Eltern nach und nach begreifen, was das bedeutet, setzen sie alles dafür ein, sie so weit wie nur möglich zu fördern. Besonders ihre Mutter nimmt dies immer stärker in die Hand, wird Vorsitzende der Ortsvereinigung der Lebenshilfe, entwickelt Initiativen für den Schulkindergarten, kämpft für eine Schule, dann für die Werkstatt und schließlich für die Errichtung des notwendigen Wohnheims. Hanna empfindet wie jeder andere und muß erleben, daß die Liebe, die sie zu anderen verbinden könnte, nicht erwidert wird. Gerade die Liebe zu einem anderen behinderten Menschen hat es schwer, weil sie immer wieder unter die Reglements der Nichtbehinderten fällt. Dagegen steht Martin, der sehr jung aus seiner Familie heraus in ein Heim gekommen ist, in dem nur Männer untergebracht sind. Hanna und Martin haben sich zuletzt in der Schule gesehen, die Martin verlassen hat, als seine Mutter gestorben war und er in das Heim übersiedeln mußte. Das neue Wohnheim, das auf Betreiben von Hannas Mutter geschaffen wurde, macht es möglich, daß Hanna und Martin sich wiederfinden. Aber was steht ihrer Liebe nicht alles im Weg, bis es endlich doch eine Chance gibt, zusammenzuleben so wie andere Menschen, die nicht behindert sind?!

Patmos Verlag Düsseldorf